

## Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

- Peter H. Russell, *Canada's Odyssey. A Country Based On Incomplete Conquests*, Toronto: University of Toronto Press, 2017 (Horst Walter Blanke)
- Marc-André Ethier/Vincent Boutonnet/Stéphanie Demers/David Lefrançois, unter Mitarbeit von Frédéric Yelle und Cathérine Déry, *Quels sens pour l'histoire? Analyse et critique du nouveau programme d'histoire du Québec et du Canada*, Saint-Joseph-du-Lac (QC): M Éditeur, 2017 (Helga Borjes-Sawala)
- Dylan Robinson/Keavy Martin (eds.), *Arts of Engagement. Taking Aesthetic Action In and Beyond the Truth and Reconciliation Commission of Canada*, Waterloo: Wilfried Laurier University Press, 2016 (Nina Reuther)
- Kim Anderson/Maria Campbell/Christi Belcourt (Hg.), *Keetsahnak: Our Missing and Murdered Indigenous Sisters*, Edmonton: The University of Alberta Press, 2018 (Michael Friedrichs)
- Melissa Tanti/Jeremy Haynes/Daniel Coleman/Lorraine York (eds.), *Beyond "Understanding Canada": Transnational Perspectives on Canadian Literature*, Edmonton: University of Alberta Press, 2017 (Alexandra Ganser)
- Cecilia Morgan, *Travellers through Empire: Indigenous Voyages from Early Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Alexandra Ganser)
- Roland Sintos Coloma/Gordon Pon (eds.), *Asian Canadian Studies Reader*, Toronto, Buffalo and London: University of Toronto Press, 2017 (Brigitte Johanna Glaser)
- Eddy Kent/Terri Tomsy (eds.), *Negative Cosmopolitanism: Cultures and Politics of World Citizenship after Globalization*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Brigitte Johanna Glaser)
- Jean-François Côté, *La renaissance du théâtre autochtone. Métamorphose des Amériques I*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2017 (Peter Klaus)
- Lucie Hotte/François Paré (dir.), *Les littératures franco-canadiennes à l'épreuve du temps*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2017 (Hans-Jürgen Lüsebrink)
- Denis Vaugeois, *L'Amour du livre. L'édition au Québec, ses petits secrets et ses mystères*, Sillery : Septentrion, 2005 (Yves Laberge)
- Aurélien Boivin (dir.), avec la collaboration de Mylène Bédard/Hervé Guay/Jonathan Livernois/Jacques Paquin, *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec. 1991-1995, tome 9*, Montréal : Fides, 2018 (Yves Laberge)
- Normand Baillargeon (dir.), *Là-haut, il n'y a rien*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2010 (Yves Laberge)
- Irena R. Makaryk/Kathryn Prince (eds.), *Shakespeare and Canada: Remembrance of Ourselves*, Ottawa: University of Ottawa Press, 2017 (Maria Löschnigg)

Tony Tremblay (ed.), *New Brunswick at the Crossroads: Literary Ferment and Social Change in the East*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2017 (Kirsten Sandrock)

Libe García Zarranz, *TransCanadian Feminist Fictions: New Cross-Border Ethics*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Lena Schneider)

Marlene Goldman, *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (Julia Velten)

Peter H. Russell, *Canada's Odyssey. A Country Based On Incomplete Conquests*, Toronto: University of Toronto Press, 2017 (viii u. 535 S.; ISBN 978-1-4875-0204-1; CAD 39,95)

(1) Ursprünglich ist mit der Odyssee jene zehn Jahre dauernde abenteuerliche Reise gemeint, die Odysseus mit Ende des Trojanischen Krieges von den Trümmern Trojas zurück in seine griechische Heimat, nach Ithaka, führte. Was aber hat diese Odyssee mit dem frühneuzeitlichen Kanada zu tun? Nun, Peter H. Russell hat seinerseits auf ein halbes Jahrhundert akademischer Forschung insbesondere über die kanadische Universalgeschichte zurückblicken können; er hatte sich schon früher zu solchen Generalangriffen zu Wort gemeldet. (Als nur ein weiteres Beispiel mag hier sein vielbeachtetes Buch *Constitutional Odyssey. Can Canadians Become a Sovereign People?*, 3. Auflage, Toronto 2004 genügen.)

(2) Dabei lässt sich m.E. eine Universalgeschichte Kanadas auf sehr verschiedene Weise schreiben; d. h., dem derzeitigen Kenntnisstand zufolge lassen sich insgesamt, in aller gelehrter Kürze, elf Leitfragen voneinander unterscheiden: (a) Zuerst zu nennen ist der Gegensatz zwischen Natur und Zivilisation; die Entdeckungsgeschichte Kanadas; die überreichlichen natürlichen Ressourcen, ihre Nutzung und Nutzbarmachung; die Folgen für Wirtschaft und Gesellschaft; die permanente Auseinandersetzung mit den geographischen und klimatischen Bedingungen; (b) Die Geschichte Kanadas als transnationale Geschichte: die sukzessi-

ve Besiedlung des heutigen Territoriums 'Kanada' und die Bevölkerungsentwicklung; die Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte; (c) Die Geschichte Kanadas als transkulturelle Geschichte: das wechselhafte Verhältnis von Ureinwohnern („Indianer“, Mestizen – sogenannte *Métis* – sowie Inuit) einerseits und den „Entdeckern“, d. h. Kolonisatoren bzw. Einwanderern andererseits; (d) Die sukzessive Herausbildung staatlicher Unabhängigkeit (in der triassischen Abfolge Kolonie – *Dominion* – Unabhängigkeit): der Weg von kolonialer Abhängigkeit zur Selbstständigkeit; die Entwicklung des kanadischen Verfassungs- und Regierungssystems; das Verhältnis von Bund, zehn Provinzen und von zwei, später dann drei Territorien zueinander; die Frage der Nationsbildung; (e) Der Antagonismus zwischen französischer bzw. französischsprachiger Kultur einerseits und englischer bzw. englischsprachiger Kultur andererseits; Bilingualität und Sprachenproblematik; der Sonderfall Quebec: die Nationsfrage; (f) Das Verhältnis von Zentren und Provinz („Provinz“ hier im Sinne des Alltagssprachlichen Gebrauchs mit deutlich abwertender Konnotation als kulturell rückständige Gegend); das prekäre Verhältnis von Provinzen, die zunehmend divergierende Partikularinteressen durchzusetzen versuchen, und der Bundesregierung; (g) Die kanadische Gesellschaftsgeschichte und ihre Prägung durch Antagonismen (einflussreich – einflussarm; mächtig – ohnmächtig; reich – arm; gebildet – ungebildet; alt – jung; männlich – weiblich) und ethnische Zugehörigkeiten und Zuweisungen; (h) Proble-

me, die aus der Spezifik Kanadas als Einwanderungsland resultieren; die verschiedenen ethnischen Gruppen (ethnischer Multikulturalismus); (i) Das Verhältnis zu bzw. die Abhängigkeit von Europa, insbesondere von Großbritannien; (j) Das komplexe (wirtschaftliche, politische, kulturelle) Verhältnis zum südlichen Nachbar, den USA; (k) Die Stellung Kanadas in der Weltgesellschaft; die Spezifika der kanadischen Außenpolitik und Diplomatie.

(3) Russell deckt nur einen Teil der oben in (2) entworfenen Fragestellung(en) ab: Sein vornehmliches Interesse gilt der Frage, wie die verschiedenen Bevölkerungsgruppen trotz ihrer Verschiedenheit einigermaßen friedlich zusammen leben könnten (und müssten). *Historia Magistra vitae*.

(4) Hell leuchtend und zugleich deutlich lebendig ist Russells *Canada's Odyssey*; nun doch beides: eine Freude zu lesen und doch eine provozierende Beschreibung eines Landes, das bislang eher unabgeschlossen war und das wohl auch als solches weiterhin gelten kann. Der Ton des Buches ist eher freundlich, jedenfalls ohne Allüren: Die 50 Jahre seines akademischen Schaffens sind für Russell nicht ohne Folgen geblieben; er schreibt(,) abgeklärt(,) für ein aufgeklärtes Publikum. Der Autor widmet sich in seinen sechzehn Kapiteln den drei kanadischen Bevölkerungsgruppen (*Aboriginal Canada*, *French Canada* und *English Canada*) und ihrer Wechselbeziehung und Entwicklung – er folgt also eher einem „thematischen“ Leitfaden. Die Mehrzahl der Kapitel behandelt vornehmlich die jüngere und jüngste Gegenwart.

Die 15 Kapitel sind sechs Überkapiteln („parts“) zugeordnet, denen eine Einleitung vorangestellt ist. Die sechs Überkapitel folgen dem Geschichtsverlauf oder genauer gesagt: Sie beschreiben die Zäsuren der kanadischen Geschichte (zu *Native Peoples* siehe Kapitel 3, 5, 8, 12 sowie m.E. Kapitel 7; zu *The Provincialization of French Canada* siehe 2, 6, 9, 11 sowie m.E. Kapitel 7; zu *English Canada Gets a Dominion* siehe Kapitel 4, 7, 10, 13). Vom zweiten bis zum dreizehnten Kapitel werden jeweils die Brenn-

bzw. die Wendepunkte der kanadischen Geschichte behandelt: etwa die Gründung der Konföderation (Teil 3 / Kap. 7) oder *part 4* mit 3 Kapiteln (8. *The Colonization of Indigenous Canada*; 9. *The Provincialization of French Canada*; 10. *The Nationalization of English Canada*).

Im Schlussabschnitt seiner Einleitung fasste Russell die Quintessenz seines Buches zusammen: „Indeed, what we have learned at this point in our odyssey is that it is unwise to jump to conclusions – either constitutional conclusions or conclusions about one another.“ (19) Schließlich endet sein Buch mit folgenden Worten: „All of the ingredients of the civic culture that I have identified have to do with white constitutional developments, institutions, and government. What might be more fundamental in forming a bond of unity among French, Aboriginal, and English-speaking Canadians in the physical beauty and grandeur of the northern country we share and treasure. That is in our songs and in our souls, and more than anything else makes us a people.“ (454).

(5) Es bleiben komplexe Antworten auf die oben unter (2) gestellten Fragen zu erwarten.

Horst Walter Blanke

Marc-André Ethier/Vincent Boutonnet/Stéphanie Demers/David Lefrançois, unter Mitarbeit von Frédéric Yelle und Cathérine Déry, *Quels sens pour l'histoire? Analyse et critique du nouveau programme d'histoire du Québec et du Canada*, Saint-Joseph-du-Lac (QC): M Éditeur, 2017 (112 S.; ISBN 978-2-924327-62-3; CAD 14,94; PDF CAD 11,99)

Gewiss, eine offizielle Geschichtsschreibung kann es in unseren dem Pluralismus verpflichteten Demokratien nicht mehr geben. Aber an staatlichen Lehrplänen für den Geschichtsunterricht an öffentlichen

Schulen führt kein Weg vorbei und so wird das dort zu vermittelnde Geschichtsbild immer wieder zum Politikum, nicht nur, aber besonders in einer Gesellschaft, deren Identität so stark auf eine gemeinsame Geschichte gegründet ist wie Québec. Runde zehn Jahre währte hier ein erbittert geführter Streit um eine Reform, die seit 2006 den Unterricht im Bereich Geschichte Kanadas und Québecs in den Klassen 3 und 4 der Sekundarstufe (in Deutschland entsprechend 9./10. Jahrgangsstufe) unter die Bezeichnung „Geschichte und staatsbürgerliche Erziehung“ stellte. Die besonders umstrittene Aufteilung in einen chronologischen Durchgang durch die Geschichte in Stufe 3 und eine anschließende Betrachtung der Geschichte in Stufe 4 aus vier thematischen Perspektiven (Demographie, Wirtschaft, Kultur und Politik) wurde, als Ergebnis dieser Debatte, nun in einer „Reform der Reform“ zurückgenommen. Seit dem Schuljahresbeginn 2016-17 wird wieder klassisch chronologisch vorgegangen.

Aber ansonsten änderten sich die Inhalte und Ziele nur graduell, wie die Autoren des vorliegenden Bändchens feststellen, und bleiben sogar deutlich hinter den Empfehlungen einer vom Erziehungsministerium eingesetzten Expertengruppe zurück (Rapport Beauchemin/Fahmy-Eid, Ministère de l'Éducation, du Loisir et du Sport 2013), so das Fazit von Boutonnet, für den die „Reform der Reform“ ein „erheblicher Rückschritt“ ist. Er beklagt, dass nun mehr Wert auf die Vermittlung von Faktenwissen gelegt wird (eine „Einkaufsliste“ von 465 Elementen) und dass das Ziel der Kompetenzorientierung zwar nicht aufgegeben, jedoch noch weniger als zuvor eingelöst werde und daher ein frommer Wunsch bleibe.

Erst an den neuen Schulbüchern, die den Autoren des Bändchens noch nicht komplett vorlagen, wird zu ermaßen sein, ob im Detail die Forderungen insbesondere der Indigenen nach einer inhaltlichen Reform des Geschichtsunterrichts berücksichtigt wurden – die Analyse der Lehrpläne ergibt indes, dass hier im Wesentlichen wohl alles beim Alten geblieben ist.

Auch in der jahrelangen Expertendiskussion blieben die Forderungen der Indigenen völlig ungehört. Es ging vielmehr darum, ob Faktenwissen oder Kritikfähigkeit Ziel des Geschichtsunterrichts sein sollen, ob es um Kenntnisse oder um methodische Kompetenzen gehen sollte, ob der Stoff vermittelt oder durch die Lernenden als „Nachwuchshistoriker“ in einem kritischen Prozess selbst erworben werden sollte. Die Lager der Kontrahenten in Lehrerorganisationen und Fachverbänden standen sich – für europäische Verhältnisse erstaunlich – dabei als „Historiker\*innen“ und „Didaktiker\*innen“ gegenüber (was sicher auch der Abtrennung der lehrerbildenden von den fachspezifischen Fakultäten an den Universitäten geschuldet ist) und warfen sich gegenseitig Indoktrination vor: Die Verbindung von Geschichte und politischer Bildung instrumentalisiere diese für aktuelle Zwecke, befanden die einen, während die anderen mutmaßten, das Bestehen auf der nationalen Erzählung und ihre Untermauerung durch als erwiesen ausgegebene Tatbestände solle die Jugendlichen zu Souveränisten erziehen.

In der Öffentlichkeit überwog der politische Schlagabtausch. Ohne das notwendige Faktenwissen verkomme der Geschichtsunterricht zu einem „Lagerfach“, hörte man von den einen, die in ihrer eigenen Schulzeit mit Daten und großen Namen traktiert wurden und nun die Ignoranz der Jugend beklagten. Das nationale Erbe Québecs würde der Beliebigkeit überlassen und die Herausbildung einer nationalen Zugehörigkeit untergraben. Die anderen konterten, es komme nicht auf Quiz-Wissen an, und die Befürworter einer Unabhängigkeit Québecs wollten über den Hebel des Geschichtsunterrichts zur Revanche für das 1995 knapp verlorene Referendum ansetzen.

Die Ausführungen von Frédéric Yelle und Catherine Déry sind geeignet, mithilfe einiger grundsätzlicher Klarstellungen zum Geschichtsbegriff und den grundlegenden Methoden der Geschichtswissenschaft (Periodisierung, Vergleich, Begriffsbildung,

Kausalitätsketten) die Debatte in Québec zu versachlichen und u.a. deutlich zu machen, wie komplex die Methoden der Geschichtswissenschaft sind, dass man sehr wohl Wahrheiten zu erkennen vermag, auch wenn diese notwendig partiell und vorläufig sind, und dass auch schon Schüler\*innen in der Lage sind, quellenkritisch zu arbeiten, wenn man sie dazu anleitet.

Für den europäischen Leser noch ergiebiger für das Verständnis der Québécoiser Diskussion ist die Darstellung der vorangegangenen Lehrpläne durch Marc-André Éthier und David Lefrançois. Die 1960er Jahre markierten im Zuge der „Stillen Revolution“ einen radikalen Bruch mit einem klerikal-frankokanadischen Geschichtsbild. Mit der Demokratisierung des Bildungswesens ging das Leitbild des mündigen, kritikfähigen Bürgers einher, das in den 1980er Jahren aufgenommen und mit der Einführung von mehr Pluralität in den Geschichtsunterricht, den Einbezug von Wirtschafts- und Sozialgeschichte und die Abkehr von rein passiver Vermittlung verbunden wurde. Im neuen Jahrtausend setzte sich dann der Kompetenzbegriff als Bildungsmaxime in allen Fächern durch, wobei das Paradox, dass Kritikfähigkeit gefordert, aber im wesentlichen Faktenwissen abgeprüft wird, auch in den gerade verabschiedeten Lehrplänen nicht gelöst wird. Hier, so scheint mir, liegt überhaupt und nicht erst seit heute eines der Haupthindernisse einer Durchsetzung von Kritikfähigkeit und tieferem Verständnis geschichtlicher Zusammenhänge: Quiz-Wissen ist sehr viel leichter abzufragen und der Lernerfolg daran zu messen. Auf diese Schwierigkeit müssten m.E. die Verfechter der Kompetenzorientierung noch schlüssigere und praxisnahe Lösungen vorschlagen.

Im Übrigen, so stellen Éthier und Lefrançois fest, oszilliere der neue Lehrplan zwischen Ansätzen der Vermittlung wissenschaftlicher Methodik und einer identitätsstiftenden nationalen Erzählung. In die gleiche Richtung geht der Beitrag von Stéphanie Demers, mit Seitenblicken auf ähnliche Diskussionen um das Geschichts-

bild in den USA, Frankreich, Belgien und Großbritannien. Insgesamt vermissen die Autoren des Bändchens in den neuen Lehrplänen mehr Pluralität und mehr wissenschaftliche Neugier im Geschichtsunterricht Québécois. Der Geschichtsunterricht dürfe keinesfalls in den Dienst einer noch so hehren Absicht gestellt werden. Schließlich, so halten Lefrançois und Éthier in ihrem Schlussplädoyer fest, könnten gerade Anleitung zu Kritikfähigkeit und Ermutigung zu eigenem Denken Schüler\*innen zu Anwälten der zu kurz gekommenen machen und, wer weiß, zu Verfechter\*innen der Québécoiser Sache. Dann aber aufgrund selbst gezogener Schlussfolgerungen.

*Helga Bories-Sawala*

Dylan Robinson/Keavy Martin (eds.), *Arts of Engagement. Taking Aesthetic Action In and Beyond the Truth and Reconciliation Commission of Canada*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2016 (376 pp.; ISBN 978-1-77112-169-9; CAD 31.99)

This volume gathers 14 genuine and very individual articles composed by 18 different authors on the Canadian Truth and Reconciliation Commission (TRC) on Indian Residential Schools (IRS) from a particular view: How was this process dealt with through artistic expressions by survivors and their children? The authors combine themselves various perspectives on the issue, since nine are female and nine are male, eleven are linked to Faculties, six contribute from an artist's perspective, eight name their Indigenous descent, and nine identify themselves explicitly as "settler scholars" thus placing themselves right from the start in the dynamics of an outsider/insider perception of the subject. The shared statement of all the contributions consists in unfolding how apparently peripheral aesthetic actions (composed by artistic expressions, cultural practices, discourses, and languages) translate and complement in fact central aspects

of this entire process: From whose perspective is the issue dealt with? To whom is the healing directed? How can individual perceptions, views, memories, emotions, pains, traumas be dealt with without baring the survivors? Who defines “proper witnessing” since Indigenous and settler ways follow different protocols on this issue? To what extent did the fact that artistic and non-verbal ways of expressing IRS experiences by the survivors were not fully integrated in the hearings but rather considered as fringe events biased the TRC from the start? Does the TRC in fact divert the attention from the actual ramifications of colonialism in contemporary Canada?

The aim of this volume is to unfold how culturally shaped ways of communication and perceptions lead to misunderstandings: Through their particular analyses, all the authors are seeking ways to bridge existing trenches by presenting their interpretations of the existing contrasting perspectives and miscommunications. The question is not to define which way is more or less efficient, but to provide understanding of the structural differences between these ways of proceeding. Hence, the authors emphasize on the fact that the mere conception, structure, and implementation of the TRC reflect and perpetuate the system it was originally aimed to uncover – not least because it was mostly held in the languages and mind frames of the colonisers. The mere use of the terms *reconciliation* and *redress* imply semantic connotations that do not exist as such in the Indigenous languages. As the editors Dylan Robinson and Keavy Martin summarize it in their introduction to the volume “The Body Is a Resonant Chamber”: According to the authors, this drawback can only be solved by integrating the multifaceted interactive Indigenous approaches – including aesthetic actions – into the process and thus widening its normative European approach.

David Garneau discusses in chapter 1 (“Imaginary Spaces of Conciliation and Reconciliation: Art, Curation, and Healing”) the effects of spoken and chosen words on

the testimonies by survivors during the TRC and how these words rather contribute to confuse and complicate the issues than to solve them. As a starting point for his argument he introduces his own oil painting *Aboriginal Curatorial Collective Meeting* (2011), “[a] canvas [...] composed like a comic book page [without any] people or scenes [nor following] a conventional narrative sequence. [The panels] are [...] populated only by empty speech bubbles and the coloured spaces between them. The bubbles have varying flesh tones and are meant to stand in for specific Indigenous persons. [...] The painting is a mnemonic device. It reminds me of the relationships, exchanges, and affect of a moment. Most importantly, it allows me to show what happened without giving anything away” (21). He thus sets very clearly the frame of the book’s theme for the reader.

In chapter 2 (“Intergenerational Sense, Intergenerational Responsibility”) Dylan Robinson elaborates a “Sensory History of Residential Schools” (47). Through a very fine analysis of testimonies he maps out the sensory memory and interactions (often expressed by absences and silences) of survivors and children of survivors, and their intergenerational effects. Amongst other aspects, he points out that refusing to give testimony should not be considered as a denial of the process, but as “a refusal to self-identify as a victim” (55).

Chapter 3 (“This is what happens when we perform the memory of the land”) by Peter Morin presents his performance on April 27-28, 2013 (TRC Montreal). He first introduces his particular “performance-as-research methodology”: “As a performance artist and researcher, I experience and document the spoken language of the [IRS] survivors inside my body. This documentation also considers the experience of physical space within the [TRC] gatherings in relation to my experience as a cultural practitioner” (67). Through a very appealing combination of performance transcription and analytical discussion the article deals with the various levels of spaces and how

they are experienced within and around the performance.

In their essay "Witnessing In Camera: Photographic Reflections on Truth and Reconciliation" (chapter 4) the late Naomi Angel and Pauline Wakeham "contribute to the critical disruption of ingrained ways of (not) seeing colonialism in Canada through an analysis of the multiple layers of mediation that shape the photographic archive of [IRS] in the current moment of "truth and reconciliation." (96) Their excellent analysis is established in three layers: (1) the photographs produced by the TRC as documents; (2) the reactions and interventions of the survivors to the exposed pictures that generally opened perspectives not foreseen by the organisers of the exhibitions; and (3) their own lenses as settler scholars.

In chapter 5 " 'Aboriginal Principles of Witnessing' and the Truth and Reconciliation Commission of Canada" David Gaertner focuses on a central question in the whole TRC process: After elaborating on the conceptual differences between European settler and Aboriginal processes of witnessing, he critiques the definition of "Aboriginal principal of witnessing" as it is used by the TRC, since this definition is based on that of a specific regional tradition (Coast Salish) and does not apply to all Indigenous traditions across Canada. Throughout the article, he debates the question whether the survivors were not asked to rather "bare witness" than to "bear witness" (as they could only mention the facts, not name the perpetrators), as well as the consequences of this way of proceeding (focusing ultimately on the financial aspect of compensation) and thus appearing as "a means for the government to distract from the larger issues of colonialism that continue to pervade in Canada" (142).

Jill Scott and Alana Fletcher's contribution "Polishing the Chain: Haudenosaunee Peacebuilding and Nation-Specific Frameworks of Redress" (chapter 6) sets the focus on the (im-)possible direct translation of the terms "reconciliation" and "apology" into Indigenous languages and protocols where

conversation and consultation at various community levels prevail as peacebuilding procedures. Through examples from the Haudenosaunee, Nuu-chah-nulth, and Mi'kmaq languages they produce an excellent analysis of the linguistic aspects of the TRC. One of their core arguments is the fact that Indigenous language syntaxes are rather action (verb)-based than noun-based, where peacebuilding is considered as an ongoing process and not as a time-framed procedure.

In chapter 8 "pain, pleasure, shame. Shame': masculine Embodiment, Kinship, and Indigenous Reterritorialization" Sam McKegney addresses a very delicate but central aspect of the IRS system: the physical and mental alienation of the children by stripping them off their traditional (gender) roles as siblings caring for one another (boys and girls being consequently separated), by systematically shaming the children through ridiculing and punishing them publicly, and through multilayered sexual abuses. The author defines these practices as "a key weapon within the dispossessive arsenal of Canadian colonial policy, which seeks to deterritorialize Indigenous nations and corrode Indigenous sovereignties by compromising embodied connections to place and to kin. [...] In much the same way that the body becomes instrumentalized as a tool of alienated agentive subject (body ≠ self), so the land becomes coercively alienated as an exploitable resource" (125). Through the analysis of various aesthetic actions he uncovers the fundamental impact these experiences had on the self-definition of Indigenous men.

Chapter 11 ("Resisting Containment: The Long Reach of Song at the Truth and Reconciliation Commission of Indian Residential Schools") by Beverley Diamond, and chapter 12 ("Song Participation, and Intimacy at Truth and Reconciliation Gatherings") by Byron Dueck introduce a further perspective on the TRC that is often enough ignored because being habitually considered "merely" as an inherent feature of Indigenous ceremonial protocol and not as

a carrier of testimony itself: song. Through a keen analysis of sound trajectories that combine traditional and contemporary musical elements, Native and settler languages, and unexpected changes in style and pattern, B. Diamond defines song as a safe-place that allows access to further dimensions of dealing with IRS experiences. B. Dueck's contribution is a very good example of a settler perspective on Indigenous musical performance which he considers as "participatory music" (linked to its context) as opposed to "presentational music" focused on "[...] the quality of the music and of the performance [...]" (278-279), a dichotomous distinction of performance aspects that is – as shown by the other contributions of this volume – foreign to Indigenous understanding of the matter.

The only contribution on the implication of plastic art in the TRC is given by Elizabeth Kalbfleisch in chapter 13 ("Gesture of Reconciliation: The TRC *Medicine Box* as Communicative Thing"). The *Medicine Box*, carved by Coast Salish artist Luke Marston accompanied the TRC throughout the whole period and "[...] has become a visual symbol of the TRC's work" (299) since it gathered multifold material testimonies throughout its journey and remains an "active repository for future offerings" (296) now that it is deposited in the TRC archives. The author provides a detailed analysis of the symbolism and the central role of this box as "mnemonic device" (298).

The volume is completed by four dynamic dialogues with Indigenous artists that deal with IRS in their creations. These chapters give very personal views of the shared IRS history and impacts, each artist drawing her/his own interpretation and consequences of that experience. Yet they all insist on the dimension of giving a voice to the silence while respecting it, and of considering reconciliation as an active, ongoing process that is far from being completed. The interviewed artists are Lisa C. Ravensbergen (Ojibwe/Swampy Cree and English/Irish, interdisciplinary theatre artist), Armand Garnet Ruffo (Ojibwe, writer), Georgi-

na Lightning (Cree, film director, screenwriter and actor), and Bracken Hanuse Corlett (Wuikinuxv, Klahoose and Gwa'sala-'Nakwaxda'xw Nations, interdisciplinary multimedia artist).

I strongly recommend this exceptional compilation of very eclectic approaches of the TRC and on IRS history since it combines multi-faceted perspectives, and simultaneously conveys a shared statement of conceiving the TRC as a starting process that merely made obvious all the work that has still to be done in order to achieve something like reconciliation in a mutually respected way. Or as Bracken Hanuse Corlett phrases it: "It is hard to reconcile when one side is still exerting control over you" (312).

Nina Reuther

Kim Anderson/Maria Campbell/Christi Belcourt (Hg.), *Keetsahnak: Our Missing and Murdered Indigenous Sisters*, Edmonton: The University of Alberta Press, 2018 (400 S.; ISBN 978-1-77212-367-8; CAD 29,95)

*Keetsahnak* heißt auf Cree, d. h. in der Muttersprache der Herausgeberinnen, „unsere Schwestern“. Es geht um 600 verschwundene indigene Frauen, Mädchen und Two-Spirit-Personen, um die Erinnerung an sie und um ein Ende der grauenerregenden Kontinuität von Gewalt aller Art gegen jene, die von Teilen der eurokanadischen Maskulinität als verfügbar angesehen wurden und werden.

Auf dem Buchcover ist eine Perlenstickerei auf Rentierfell abgebildet – es geht hier auch um traditionelle Perlenstickerei. Als 2013 wieder einmal eine indigene Frau unauffindbar war, hatte die Künstlerin Christi Belcourt, Michif, die Idee, dazu aufzurufen, all dieser Verschwundenen in der Form zu gedenken, dass „vamps“ – perlenbestickte Oberteile von Mokassins – gestaltet und eingeschickt werden sollten. Das war nicht als Kunstprojekt geplant – es wurde tatsächlich eine eindrucksvolle Ge-

denkinstallation mit dem Namen *Walking With Our Sisters* (wwos), die im Rahmen von Gedenkfeiern an vielen Orten Kanadas gezeigt wurde, begonnen in Edmonton 2013 und weitergeführt bis Ende 2018. Als Begleitmaterial entstand das hier zu besprechende Buch.

Das Buch ist in vier Abschnitte unterteilt, beginnend mit „All Our Relations“. Das Konzept ist inklusiv: Es geht um „missing and murdered Indigenous women, girls, and two-spirit peoples“, abgekürzt MMIWG2s. Das erste Kapitel wurde von Frauen aus der *Downtown Eastside Power of Women*-Gruppe in Vancouver verfasst, einem Stadtteil, der von den Autorinnen als „die ärmste kanadische Postleitzahl außerhalb der Reservate“ und als „Epizentrum der kolonialen geschlechtsspezifischen Gewalt von vermissten und ermordeten indigenen Frauen und Mädchen“ beschrieben wird. Frauen aus Vancouvers *Downtown Eastside* unterstützten schon länger die Kapagne MMIWG2s. Es sind Erfahrungsberichte, die einem die Tränen in die Augen treiben.

Im Kapitel „Honouring Women“ beschreibt Beverly Jacobs die Geschichte ihrer Arbeit als Aktivistin und Anwältin von MMIWG2s. Ihr Bericht stellt einige Familien vor und gibt Einblick auch in den Bericht von Amnesty International, *Stolen Sisters* (London 2004), der zur gleichnamigen Kampagne der *Native Women's Association of Canada* führte. Das Kapitel „Sacred Sisters and Sacred Circles“ von Sandra Lamouche konzentriert sich auf die unmittelbaren familiären Beziehungen, mit einem Essay über ihre Erfahrungen mit vermissten und ermordeten Frauen aus mehreren Generationen und die völlig unzureichenden Reaktionen der Polizei. Die Geschichte einer Nuu-chah-nulth-Frau, die 1992 aus Vancouvers *Downtown Eastside* verschwand, wird von ihrer Tochter erzählt, damit die Stimmen von Familienmitgliedern nicht immer ungehört bleiben.

Im zweiten Abschnitt des Buches wird „The Violence of History“ untersucht. Die Cree-Akademikerin Robyn Bourgeois, die ihre Dissertation über MMIWG2s geschrieben

hat, analysiert die geschichtliche und soziologische Entwicklung. Michelle Good erzählt von den alltäglichen rassistischen Erfahrungen ihrer Eltern, als ihr weißer Vater ihre Cree-Mutter im Jahr 1949 heiratete, und der feindseligen Reaktion ihrer Großmutter, die sich aus der Stereotypisierung indigener Frauen des 19. Jahrhunderts speiste. Kelsey Leonard geht auf sexuelle Gewalt und den Rechtsstatus der Algonquin-Frauen auf Long Island ein, deren Rechts- und Gesellschaftssystem von der englischen Kolonialmacht zerstört wurde – aus einem ausbalancierten Verhältnis von Frauen und Männern wurde die Entrechtung der Frauen, die z.B. keine Verträge über die Landnutzung mehr abschließen durften. Maya Ode'amik Chacaby berichtet, wie sie selber zu einer vermissten jungen Indigenen wurde: Mit dreizehn Jahren verließ sie die unerträgliche Situation in ihrer Familie und musste feststellen, dass gar nicht nach ihr gesucht wurde. Sie wehrte sich jahrelang gegen alle staatlichen Interventionen und Angebote zur Rehabilitation. Was sie sehr eloquent einfordert, ist die Möglichkeit, als Anishinaabe zu leben.

Der dritte Abschnitt, „Challenges“, beschäftigt sich mit dem häufig unausgesprochenen Thema Gewalt innerhalb indigener Gemeinschaften, verbunden mit der in den vorangegangenen Abschnitten besprochenen Geschichte von Kolonialismus und Gewalt. Helen Knott schreibt über sexuelle Gewalt und das Schweigen darüber in ihrer Heimatgemeinde Fort St. John in British Columbia. Ihre nachvollziehbare These ist, dass ein Großteil dieser Misshandlungen mit der Vergewaltigung des Landes durch die Erdölindustrie zusammenhängt.

Ein weiterer Bereich der Gewalt sowohl von innerhalb als auch außerhalb der Gemeinden betrifft „two-spirit persons“ und Transpersonen. Alex Wilson beginnt mit der Feststellung, dass fünf ihrer Freunde aus diesem Personenkreis in den letzten Jahren ermordet wurden. Sie hebt hervor, dass sie zum einen häufiger als andere Opfer von Gewalt werden und zum andern weniger Unterstützung erhalten, zumal Patriarchat

und Homophobie in eine angebliche Tradition eingeflochten werden.

Robert Innes und Kim Anderson thematisieren Fragen zu indigenen Männern als Gewalttätern. Sie betonen, dass koloniale und soziale Determinanten im Mittelpunkt dieser Diskussionen stehen müssen, und zitieren Beispiele dafür, dass indigene Männer Initiativen ergreifen, um die Gewalt gegen indigene Frauen zu beenden. Waaseyaa'sin Christine Sy fragt, wie frauenfeindliche Versionen „traditioneller“ Geschichten dazu beitragen, Gewalt gegen indigene Frauen zu normalisieren, sie nennt als Beispiel die Anishinaabeg-Geschichte der Wenonah. Leanne Betasamosake Simpson argumentiert gegen die Dichotomie der zwei Geschlechter und schildert die Bestätigung, die sie erfuhr, als sie eine weibliche Version der Anshinaabek-Schöpfungsgeschichte hörte.

Der vierte Abschnitt des Buches heißt „Action, Always“ und geht auf die lange Geschichte des Aktivismus zur Verteidigung indigener Frauen ein. Darlene Okemaysim-Sicotte, Susan Gingell und Rita Bouvier stellen ein Modell für Basisaktivist\_innen vor und berichten, wie die Familie von Daleen Bosse, einer Studentin und Mutter, die 2004 in Saskatoon vermisst und später ermordet aufgefunden wurde, finanziell, emotional und öffentlich unterstützt werden konnte.

Pahan Pte San Win schreibt über ihre Arbeit mit missbrauchten Frauen und über ihre Erfahrungen als Älteste in einem Männergefängnis, wo sie auf die traumatisierten Söhne der Frauen traf, mit denen sie gearbeitet hatte. Sie vertritt einen „dreipoligen Ansatz“, der die Heilung der Täter, die Heilung der Frauen und die Bekämpfung der Mainstream-Stereotypen umfasst, mit denen die Gewalt angeheizt wird. Das abschließende Kapitel führt zum Anfang des Buches zurück und beschreibt die Aktivitäten von *Walking With Our Sisters*. Laura Harjo, Jenell Navarro und Kimberly Robertson zeigen, wie dieses Projekt das Gemeinschaftsgefühl durch traditionelles Perlenstickern gestärkt hat, ein kultu-

relles Erbe, das die Siedler nicht beseitigen konnten.

Im Epilog wird ein zweitägiges Treffen mit Mitgliedern des WWOS-Kollektivs im Januar 2016 geschildert, bei dem Erfahrungen ausgetauscht wurden.

Den Herausgeberinnen ist der Spagat zwischen erschütternden Schicksalsberichten und wissenschaftlicher Analyse eindrucksvoll gelungen. Zahlreiche Literaturhinweise sowie ein sehr umfangreiches Stichwortverzeichnis machen das Buch zu einem wichtigen Standardwerk. Es gehört nicht nur in Kanada-Sammlungen, sondern sollte ebenso in den internationalen Diskursen über Genderfragen seinen Platz finden. Gerade in Ländern wie Deutschland, in denen neuerdings von interessierter Seite behauptet wird, sexuelle Gewalt werde durch Zuwanderer von außerhalb Europas verstärkt, bringt es einen wichtigen Perspektivwechsel, indem es die koloniale Sichtweise erkennbar macht und bekämpft.

Michael Friedrichs

Melissa Tanti/Jeremy Haynes/Daniel Coleman/Lorraine York (eds.), *Beyond "Understanding Canada": Transnational Perspectives on Canadian Literature*, Edmonton: University of Alberta Press, 2017 (368 pp.; ISBN 978-1-77212-269-5; CAD 49.95)

As most Canadianists abroad know, „Understanding Canada“ was the name of an international program promoting Canadian Studies and Canadian literature under this heading internationally since the 1970s through resources (monetary and other) allotted to the purpose of putting Canada on the cultural map of the globe. It supported international study of Canadian cultural production, also financing translations, and constituted a relatively small investment compared to its indirect revenues – from book sales to tourism – yet was eliminated by Canada's neoliberal government in 2012. Rather than simply bemoan-

ing that regrettable fact, this collection of essays sets out to inquire into its implications for the representation of CanLit in- and outside Canada and to go beyond the framework of the program, seeing its ending also as a chance to develop scholarly perspectives on Canadian literature and culture less tied to national and official frameworks. The book project originated in a 2013 conference on "Understanding Canada" at McMaster and presents fourteen contributions by a range of Canadian and non-Canadian scholars.

The collection comprises both individual case studies (e.g. Michael Bucknor on Austin Clarke, Anne Collett on Olive Senior, Vesna Lopičić and Milena Kaličanin on David Albahari, or Ana María Fraile-Marcos on Michael Helm) and general reflections on Canadian literature in the wider world. The essays are organized in five sections: "Contexts, Provocations, and Knowledge Territories", "Roots and Routes", "Mapping Bodies, Place, and Time", "Border Zones", and "Reading Publics", which focusses on Canadian literature and its translation in Eastern European contexts (in this section, a contrastive contribution from a different regional context might have been an interesting addition). The contributions take heed of Indigenous, Afrodiasporic, and immigrant literary production, emphasizing that, as the editors put it, "any project of 'understanding Canada' [...] must involve listening to Canada's own stories of historical injustice and facing the concerns of the marginalized that may contradict the master narrative upheld by popular visions of multiculturalism" (xxiii).

The introduction presents a short summary of the contents and briefly situates its transnational perspective, which here refers to the border-crossings of Canadian literature and its institutional and economic conditions. As opposed to "international", the term "emphasizes the porosity and cross-pollination that occur throughout a planetary ecology" (xxv), a porosity that asks us to question the limits of thinking in terms of national literature/culture. Smaro

Kamboureli then opens the volume's first section in a thought-provoking article titled "Beyond Understanding Canada: Belatedness and Canadian Literary Studies", in which she questions the trope of Canada's oft-cited belatedness in terms of its national and literary beginnings, arguing that "this kind of belatedness belongs to the genealogy of imperial and colonial politics whereby a literature exists only insofar as it is recognized within a Eurocentric context" (6). Assessing the "Understanding Canada" program critically, Kamboureli sees its termination "as a kind of temporary or conditional release from the ways in which scholarship can be managed" (17) that is closely related to the so-called crisis in area studies. Christl Verduyn's "The Understanding Canada Program and International Canadian Literary Studies", which presents a summary account of the program and its developments and effects, might have been better placed as the very first article, as Kamboureli's critical inquiry can also be read as an interpretive response to Verduyn's factual account. The closing essay in this section, Elisabeth Yeoman's "Indigenous Writing in Indigenous Languages: Reconfiguring Literary Studies and Beyond" is somewhat out of line with its predecessors, written in a much more oral style and unfortunately devoting only about one-half of the pages to her topic proper.

In Section 2, "Roots and Routes", Bucknor's "Canada in Black Transnational Studies: Austin Clarke, Affective Affiliations, and the Cross-Border Poetics of Caribbean Canadian Writing" uses affect theory innovatively, also drawing on Paul Gilroy, "diasporic intimacy", to analyze Austin Clarke's letter-writing; Pilar Cuder-Domínguez's "Canada and the Black Atlantic: Epistemologies, Frameworks, Texts" is a lucid exploration of Afrodiasporic interactions between roots and routes, drawing on Wayde Compton's notion of an "assertive Afroperipheralism" as a counter-model to Afrocentrism that she also detects, in the second half of her article, in Esi Edugyan's first novel *The Second Life of Samuel Tyne*.

Section 3 is somewhat less focused: it moves beyond literature, presenting case studies on Emily Carr and modernism at the margins (Katalin Kürtösi) and on how exhausted landscapes are portrayed in contemporary Canadian photographic work (Claire Omhovère), but returns to writing with an excellent discussion by Belén Martín Lucas of queer speculative fiction (e.g. Larissa Lai) and posthuman affect. While section 4, "Border Zones", implies border studies approaches, the essays on Albahari and Helm instead focus on immigrant writing as dialogical space and the politics of affect, respectively. "Reading Publics" concludes the volume with case studies on the translation of CanLit under Communist totalitarian regimes (Lucia Otrisalová) and of Laurence, Atwood, and Munro in Eastern Europe (Cristina Ivanovici) as well as on Canadian Studies in the Czech Republic (Don Sparling).

Despite the minor inconsistencies mentioned, I can only recommend this collection to anyone interested in Canadian literature and culture. *Beyond "Understanding Canada"*, paradoxically, fosters our understanding especially of the "before" and "after" of the Program and its implications for Canadian literature and Canadian studies beyond national borders. It presents fresh insights and new approaches to exploring CanLit and contains helpful bibliographies as well as an index, which makes the book reader-friendly and informative overall.

Alexandra Ganser

Cecilia Morgan, *Travellers through Empire: Indigenous Voyages from Early Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (345 pp.; ISBN 978-0-7735-5134-3; hb. CAD 39.95)

Cecilia Morgan's *Travellers through Empire* is an eye-opening historical study of Indigenous people who travelled across the Atlantic in the eighteenth and nineteenth

centuries, visiting Great Britain as well as far-away corners of the Empire such as India and Australia. They travelled for various reasons, mostly connected to articulating the plight of First Nations under colonialism, to Protestant missionary activities, and as exotic spectacles. Morgan takes a biographical approach, following a number of distinct individuals and their journeys in each chapter. By focusing on the mobility of Indigenous people from early Canada, she examines "people crossing borders and breaching boundaries, those that all too often were set up to effect their dispossession" (xvii), histories that "make us pause when Western societies seek to deny mobility to others or value it only when it benefits nation-states and the interest of capital" (xvii). Aboriginal mobilities, Morgan suggests, demonstrate a sense of agency in reaction to settler colonialism, which aimed at restricting Indigenous mobility geographically, culturally, and socio-politically. The study examines men, women, and children – mostly of Haudenosaunee, Anishinaabeg, and Cree descent – on the move and investigates the transcultural negotiation of masculinities and femininities as well as emotional ties and affective communities ("the traffic of emotion", following Jan Plamper, 17), as central categories of analysis. Yet and importantly so, the study does not highlight mobility at the expense of the simultaneous immobilization of Indigenous Canadians or certain groups among them under settler colonialism, but instead sets them into historical relation (the gender divide is notable, though Indigenous and mixed-race young women were also sent to Britain "to receive an education in manners" and respectable femininity, 149).

After an introduction that situates the study within these theoretical contexts, the chapters explore the travels of Scots-Cherokee officer and interpreter John Norton; of Anishinaabeg missionaries who were part of a transatlantic colonial celebrity culture; of religious and political campaigners who went on fundraising missions; of

mixed-race spouses and transoceanic kinship networks; of travellers of the Northern fur trade; and of Ojibway celebrity performers and artists such as the famous E. Pauline Johnson. Each of these chapters, richly illustrated with portraits and other archival material, brings to the fore the "hidden histories" (247) embodied by these Indigenous voyagers, histories that challenge the stereotypically alleged pre-modernity (read: inflexibility) of nineteenth-century first Canadians. While each chapter is certainly successful in meeting that purpose, those that concentrate on only two or three individuals are more so because they allow the reader to stay focused and develop a relationship to rounded-out, complex characters (such as Pauline Johnson's). In other chapters, the proliferation of ever more biographies of Native travellers (as well as non-Native agents in this history, from British in-laws to celebrity managers such as George Catlin) makes it a bit difficult at times to keep these individuals apart and/or to develop a deeper interest in their life stories. Here, the selection criteria of the biographies remain somewhat unclear.

Despite this shortcoming, Morgan's study is a must-read for anyone interested in Indigenous mobilities and modernities, in Christianization, conversion, and mission, and in colonial celebrity culture (see esp. pp. 79-97). Morgan shows how Indigenous "performances of authenticity" (e.g. 71) abroad bore both a sense of hope and of risk. As many Native travellers understood, "they risked objectification as merely one more spectacle of empire, their social and political messages unheard or ignored and their individual histories dismissed" (96); yet they did not shy away from that risk but tackled it in highly complex stagings of themselves and their cultures and in nuanced responses to and critiques of what they were intended to accept as culturally, socially, or politically superior. The photographs and images add to the study's achievements also as a work of recording obscure(d) and forgotten histories, and individuals, subjects of empire that often

remain in the shadows, from children sent away from their homes to Indigenous soldiers at service in the military. In sum, Morgan's book is a remarkable contribution to (post)colonial studies in general, demonstrating that while British North American government sought to "sequester Indigenous people, their presence in Britain suggests the obverse: a history of mingling, meeting, and entanglement" (240) that transforms popular conceptions of colonial relations between Indigenous Canadians and the British Empire.

*Alexandra Ganser*

Roland Sintos Coloma/Gordon Pon (eds.), *Asian Canadian Studies Reader*, Toronto, Buffalo and London: University of Toronto Press, 2017 (388 pp.; ISBN 978-1-4426-3028-4; CAD 58.95)

Following in the footsteps of the foundation of the Asian Canadian Studies Network in 2013, this book is part of a concerted effort both to establish Asian Canadian Studies in the Canadian academy and to contribute to a greater awareness of Asian Canadian concerns in today's Canadian society. As Gordon Pon, Roland Sintos Coloma, Laura J. Kwak, and Kenneth Huynh point out in the introductory first chapter (Part I) of the volume, Asian Canadians, being the largest racialized minority group in the country, still suffer from systemic and structural discrimination, as, for example, the 2010 *Mclean's* magazine article "Too Asian?" indicates. The introduction gives a succinct overview of Asian Canadian immigration to Canada and highlights in particular moments when the discrimination against and racialization of Asian Canadians became most noticeable: in various incidents of anti-Chinese legislation; the *Komagata Maru* affair; the internment of Japanese Canadians during the Second World War; the immigration system that for a long time favoured individuals from 'developed' countries; and post 9/11 surveillance of potentially suspicious persons, to mention

only a few. Among the groups highlighted in the volume are, apart from Chinese and Japanese Canadians, also South Asians (i.e. people from India, Pakistan, Sri Lanka, and Bangladesh) and, as the fourth largest visible minority group today, individuals from the Philippines. It is the migration experiences of these four groups of people as well as the racism and discrimination they encounter daily that the editors project as the background against which the subsequent twenty contributions to this volume have to be a read.

Furthermore, the introductory chapter explains why Asian Canadian Studies are needed and how this book will contribute to their establishment: in light of the fact that Asian Canadians constitute such a large part of Canadian society, their concerns should be given more attention in university courses and school curricula; at the same time, their continuing neglect undermines Canada's self-image as a multicultural nation and instead reveals an ongoing Eurocentric bias. This 'Reader' is therefore intended to facilitate the spread of Asian Canadian Studies at universities by providing "an overarching analytical and teaching framework through the notion of 'encounters'" (16). This interpretative perspective of encounters is elaborated thematically through the analyses of "meetings between not only Asian Canadians and whites, but also Aboriginal peoples, and other racialized minorities" (17), and is reflected in the book's subdivision into six sections, each of which explores "the sites and moments of connections, collisions, contradictions, and even complicities of Asian Canadians in relation to others" (17).

The subsequent four chapters of Part I on "Encountering Asian Canada" research the interrelations, during the times of settlement and nation formation, between Asians, Indigenous peoples, and white settlers: Sunera Thobani argues that precisely out of these triangulated encounters emerged the notion of the Canadian citizen, with the Aboriginal and non-white groups, however, in the process being dispossessed

or marked as permanent outsiders. While Peter S. Li investigates the racism behind official discourses on multiculturalism and immigration, Sherene H. Razack examines "the constructed triangle of the imperilled Muslim woman, the dangerous Muslim man, and the civilized European" (20) and Richard Fung explores representations of the Asian man in mainstream pornography.

The "Ethnic Encounters" at the centre of Part II concern the discriminating imposition and political abuse of pan-ethnic racial categories such as "Asian" and "Asian Canadian" and individuals' resilience in the light of this treatment. Contributions to this section cover topics like the Japanese Canadian internment experience and its similarity with the racialization of Indigenous peoples (Mona Oikawa); the history of Chinese Canadians' marginalization and their work towards a politics of recognition (Alice Ming Wai Jim); and the difficulties of identity formation of Filipino youth (Geraldine Pratt).

Race, gender, and class as factors leading to discrimination figure prominently in Part III, entitled "Intersectional Encounters": while Himani Bannerji argues for a re-evaluation of the concept of diversity, given its proximity to the nation's dominant ideology of multiculturalism, Roxana Ng analyses her personal experience of being exposed to the intersecting power of racism and sexism, and Yasmin Jiwani investigates post-9/11 representations in the mainstream press of racialized and gendered Muslims, thereby making use of Edward Said's notion of Orientalism.

In the section on "Comparative Encounters" (Part IV), four contributors address the similarities of discrimination experienced by different racialized minorities: Rita Wong explores literary works that project shared experiences, interaction, and solidarity among Asian Canadians and Aboriginal peoples; Ena Dua examines debates in the late 1980s on the pros and cons of female migration from Asian countries to Canada, identifying fears of mixed race relations as an incentive for these; Daiva K. Stasiulis and

Abigail B. Bakan investigate the similar difficulties Caribbean and Filipina domestic workers are faced with when it comes to obtaining permanent citizenship; and Eric Fong analyses forms and causes of “residential segregation patterns [in Toronto] between racialized minority groups and European immigrant groups” (22).

The three essays gathered in Part V on “Transnational Encounters” emphasize the importance of current transborder flows of capital, people, and culture for an investigation of Asian Canadian issues: Lily Cho explores the ways in which agency in transnational colonial contexts is unevenly distributed between migrants and native-born individuals; Roy Miki’s article is concerned with the meaning of ‘post’ in contemporary Canadian society in which Asian Canadians, while still being perceived as ‘other,’ also represent a large part of potential consumers in the global markets; and Sedef Arat-Koç contrasts the generally positive view of transnational movements with the discriminatory treatment Arabs and Muslims have experienced in the post-9/11 era.

The final section (Part VI), entitled “After Encounters,” gives some suggestions concerning new frameworks for teaching and researching in the field of Asian Canadian Studies: Henry Yu proposes the concept of a Pacific Canada in order to take into account the new economic, social, cultural, and political connections that have been established; Laura K. Kwak draws attention to the possibility of studying four intersecting paradigms, as they interact: relational racialization, settler colonialism, Asian Canadian politics, and Asian Canadian feminisms; and Roland Sintos Coloma debates the choice of ethno-nationalism as a strategic form of identification in the face of events like *Mclean’s* “Too Asian?” publication.

As my brief summary of the *Asian Canadian Studies Reader’s* content hopefully shows, the great number of topics covered by the contributors and the disciplinary heterogeneity of the articles make this carefully edited volume an excellent textbook for a university course on the subject

and, at the very least, a useful guide providing supplementary reading for researchers and teachers who wish to focus on one discipline only or on a more specified topic.

*Brigitte Johanna Glaser*

Eddy Kent/Terri Tomsy (eds.), *Negative Cosmopolitanism: Cultures and Politics of World Citizenship after Globalization*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen’s University Press, 2017 (406 pp.; ISBN 978-0-7735-5097-1; CAD 35.96)

Taking as a starting-point the ‘cynical’ heritage of the concept of cosmopolitanism, that is, Diogenes of Sinope’s decision to place himself deliberately outside of the Athenian community when asked where he came from, the Canadian editors of this volume wish to draw attention to the (often problematic) material reality of a contemporary cosmopolitanism that is deeply entangled in globalization and (neo)colonialism. Theirs is not the optimistic, Enlightenment-influenced view of cosmopolitanism representing a sense of shared humanity and eventually leading to a reciprocity of hospitality and to “perpetual peace” (Kant), a view that was later adopted by representatives of neoliberal politics and became increasingly associated with privilege and an elitist lifestyle. Rather, they look upon cosmopolitanism as a “Janus-faced concept, at once projecting a political ideal while also facilitating an exploitative world system” (15-16). Therefore, their interest is in the kind of globalization-induced cosmopolitanism that has moved beyond the ideal of world citizenship to become a material reality, not favourable to everyone. In consequence, they contribute to “the cosmopolitan turn” (8) that emerged in the late 1980s and by now features a variety of cosmopolitanisms, among them the “rooted” (Appiah), “vernacular” (Bhabha), “armored” (Gilroy), “subaltern” (de Sousa Santos and Rodriguez-Garavito), and “discrep-

ant" (Clifford) ones, to mention a few. To these, Kent and Tomsy have added the "negative cosmopolitanism", experienced primarily by those "for whom being or becoming cosmopolitan is not only an imposition, but also an unhappy and painful experience" (10). Pointing to the Diogenes of classical antiquity, whose own life already "illuminates a series of material forces – exile, precarity, the intersection of political and economic capital" (13), which necessitated his ascetic lifestyle and struggle to survive, the editors see themselves justified in their project of collecting interdisciplinary research on the ways in which "the unequal effects of a globalized political economy not only contradict cosmopolitan ideals, but also result in enforced cosmopolitans: individuals whom we might consider unwilling citizens of the world" (14).

The book is made up of fourteen essays and subdivided into three sections, focusing respectively on "Cosmopolitan Histories," "Cosmopolitan Labour," and "Cosmopolitan Communities". The first five essays (Part I) explore negative cosmopolitanism against the background of a problematic legacy: the Universal Declaration of Human Rights (1948), originating under the hegemonic patronage of the United States and championing the "American good life" for all humanity, which here is opposed to the "Bandung spirit" evoked by formerly colonized nations at the 1955 Asian-African Conference in Bandung (Crystal Parikh); the dubious tax-evasion-inspired history of the philanthropic MacArthur Fellowship Program (Geordie Miller); the institutionalized abuse of human beings in 19<sup>th</sup>-century American insurance schemes, derived from earlier transatlantic instances of insurance fraud, such as the late 18<sup>th</sup>-century *Zong* slave incident (Dennis Mischke); the history-based inspirations, taken from archives, objects, and traditions, that prompted contemporary Eur/Asian artists to negotiate in their works the impact of some "occidental contact zones" (16) to be found in early globalization (Sneja Gunew); and the representation of "disaster cosmopolitan-

ism" (92) in Kamila Shamshie's historical novel *Burnt Shadows* (Liam O'Loughlin).

Part II ("Cosmopolitan Labour") shifts the attention away from the common association of globalization with the privileged working conditions of an international elite to the difficulties arising out of transnational exploitation of labour. The four essays cover the following topics: the resisting activities of young people in the Niger Delta against a global petroleum industry that jeopardizes local job opportunities (Paul Ugor); the situation of undocumented Chinese migrant workers in Great Britain – in fact as well as fiction (Pamela McCallum); Barbadian artist Annalee Davis's film documentary on the exploitation of migrant workers in the Caribbean and the artist's subsequent celebration of a "complex-Creole" (150) identity (Melissa Stephens); as well as the role and use of the body (in terms of gender, sex, and biopolitics) among illegal female migrants in the US (Heather Latimer).

The five essays of Part III address the topic of "Cosmopolitan Communities," especially those identified by their otherness. Juliane Collard presents a case study of Portland, Oregon, in which around the year 2000 "prostitution-free zones" (187) were introduced by means of "the colonial cosmopolitanism" (188) of the law, the objective being thereby to produce the good "citizen" (versus the cosmopolitan outsider). Mike Dillon's research interest is the representation of illegal immigrants in contemporary Japanese *jukuza* (i.e. gangster) films, in which the traditional glorification of homogeneous Japanese identity has been undermined by the introduction of a new, multicultural dimension of organized crime. Dina Gusejnova explores the appropriation of world literature and, by implication, cosmopolitan ideals, for the purpose of culturally managing prisoners of war during the First and Second World Wars. The result was, she argues, that "cosmopolitanism [became] deeply compromised" (241), because it was propagated in the service of Communist internationalism or the notion

of German cultural superiority and the ideals of world culture were thus converted into the tools of anti-cosmopolitanism. The focus of Mark Simpson's contribution is on a series of crime novels, David Pearce's *Red Riding Quartet*, in which the author identifies the dire circumstances depicted in connection with the Western Yorkshire setting as the consequences of neoliberal policies introduced by the Thatcher government and as an "emerging cosmopolitical condition" (24). Finally, Timothy Brennan suggests a means of interpreting negative forms of cosmopolitanism when he proposes "homiletic realism" (266), that is, the approach of connecting parts into a whole, thereby revealing a development in its various stages and in all its complexity.

This collection of essays provides readers with insight into a great variety of new cosmopolitanisms that they may have been unaware of, since one usually associates the concept of cosmopolitanism with idealist perceptions. Through its presentation of heterogeneous fields of research and new perspectives from which to look at possible consequences of globalization for contemporary societies, Kent and Tomsy's volume constitutes a useful and productive guide for researchers in different areas, among them especially those interested in interdisciplinary scholarship.

*Brigitte Johanna Glaser*

Jean-François Côté, *La renaissance du théâtre autochtone. Métamorphose des Amériques I*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2017 (145 p. ; ISBN 978-2-7637-3513-9 ; CAD 25)

Le sociologue Jean-François Côté (UQAM) vient de publier un essai consacré à la renaissance du théâtre autochtone et dont le sous-titre (*Métamorphose des Amériques I*) vise déjà la perspective pan-américaine de l'auteur.

Il n'est peut-être pas inintéressant de constater que cette publication survient à un moment propice où l'éclairage de l'inté-

rêt public se concentre justement sur un pan de l'histoire des Amériques souvent occulté : les conséquences de la conquête et de la colonisation, le génocide perpétré à l'encontre des Autochtones (pas seulement du Canada), leur acculturation forcée, le fait de les avoir privés de leurs langues et de leurs cultures.

Le livre de Jean-François Côté a été publié en 2017, l'année de moult commémorations, les 150 ans du Canada, les 375 ans de la ville de Montréal, etc. Mais cette année 2017 aura été aussi l'année d'une demande de pardon. En effet, le 21 septembre 2017, dans son discours à l'Assemblée générale de l'ONU à New York, le Premier ministre du Canada, Justin Trudeau, a souligné le retard qu'affichait le Canada par rapport au respect des droits des Autochtones et il a exprimé le vœu d'une réconciliation en profondeur. Le symbolisme de ce geste n'échapperait à personne et parallèlement aux initiatives du Premier ministre du Canada, le Québec commence à faire ses excuses auprès de ces milliers de parents et d'enfants autochtones qui ont souffert du système des écoles résidentielles censées inculquer aux enfants qu'on a enlevés de force à leurs parents une autre culture et les priver en même temps de la leur et, pire encore, de leur langue. Il n'est pas étonnant que certaines langues autochtones dont le mi'kmaq sont en voie de disparition et le huron-wendat qu'on essaie de réanimer s'est éteint il y a environ un siècle déjà.

La reconnaissance tardive d'une culpabilité vis-à-vis des Autochtones suscite l'évocation d'un autre phénomène : l'émergence de la « relève » amérindienne, une relève remarquée qui couvre plusieurs aspects de la vie culturelle et littéraire du Québec contemporain, entre autres. Il y a toute une jeune génération d'auteur(e)s, de poètes et de chanteurs rap, surtout des femmes, qui percent actuellement. Et le théâtre autochtone n'est pas en reste.

Le livre de Jean-François Côté vient donc à point nommé et son approche est intéressante à plus d'un titre. D'abord, il constate une transformation des sociétés autoch-

tones actuelles non seulement au Canada mais dans les Amériques en général et il essaie de cerner ces transformations à travers plusieurs analyses du théâtre autochtone qui participerait, selon l'auteur, de la métamorphose des Amériques (9). Les exemples ont tous été choisis dans le théâtre autochtone canadien francophone et anglophone.

Dans son introduction Jean-François Côté explique sa démarche en trois étapes et trois exemples types. Son approche de l'univers théâtral autochtone, ses ramifications et sa renaissance seront analysées à travers le théâtre Ondinnok d'Yves Sioui Durand et de Catherine Joncas, celui de Monique Mojica et ses pièces, puis à travers Drew Hayden Taylor et son théâtre. Un choix étonnant et surprenant à première vue surtout lorsqu'on s'aperçoit que chacun des trois dramaturges se voit redevable à un univers théâtral autre que seulement autochtone.

Dans la première partie intitulée « Ondinnok : traumatisme et catharsis de l'âme amérindienne » (15-54), le lecteur entre dans l'univers autochtone théâtral montréalais, Ondinnok étant depuis les années 1980 le seul théâtre autochtone permanent de la ville. Son fondateur Yves Sioui Durand, d'origine huronne-wendate, s'inspire librement du théâtre d'Antonin Artaud dont il utilise les expérimentations pour aboutir à un théâtre de revendication culturelle autochtone et de contestation du colonialisme depuis la Conquête des Amériques en 1492. Cette réinvention des Amériques (8) se voit dans la première production de la compagnie *Le Porteur des peines du monde* et surtout dans la fresque historique *La Conquête de Mexico* – Artaud avait apparemment un projet similaire lors de son séjour à Mexico en 1936 (34) – et dans la réadaptation du grand théâtre dansé maya, *Xajoj Tun Rabinal Achi*, spectacle resté vivant depuis la conquête du Guatemala en 1547 (34). Chez Sioui Durand, ce spectacle est présenté dans trois langues: le français, l'espagnol et le maya-quiché. Côté mentionne également d'autres pièces d'Yves

Sioui Durand comme démonstration de la diversité et de la vitalité autochtone en matière théâtrale. Mais Côté néglige pas non plus l'aspect fragile de la double marginalité dans laquelle se trouve le théâtre autochtone contemporain, et le théâtre Ondinnok se place quasiment à l'avant-garde de cette Renaissance culturelle dont il est question ici et qui ne propose « ni plus ni moins qu'une révolution continentale et postcoloniale » (51).

Dans la deuxième partie, Jean-François Côté porte son attention sur le théâtre de Monique Mojica, une Kuna-Rappahannock née aux États-Unis et immigrée au Canada au début des années 1980 (56). Les pièces de Monique Mojica sont l'expression d'une autre sorte de revendication que celles de Sioui Durand. Le titre de la pièce *Birdwoman and the Suffragettes: A Story of Sacajawea* nous introduit de plain-pied dans les luttes des femmes pour l'obtention du droit de vote. Monique Mojica est redevable aux expérimentations performatives du *Spiderwoman Theatre*, un ensemble créé par sa mère Gloria Miguel et ses tantes en 1976, et du théâtre de Gertrude Stein. Tout comme Sioui Durand et ses liens avec le théâtre d'Antonin Artaud, le théâtre autochtone de Monique Mojica s'hybridise en recourant aux techniques de Gertrude Stein que Côté qualifie d'« une des œuvres sans doute parmi les plus marquantes du XXe siècle » (66), mais y inclut également les expériences faites par le Living Theatre des années 1940 et celles de Robert Wilson dans les années 1980. Un univers théâtral fait d'audace et d'une volonté artistique unique. La biographie de Monique Mojica n'est certainement pas étrangère à son parcours de dramaturge, car elle est, d'un côté, une descendante « kuna rappahannock » et, de l'autre, la fille de Mathis Szykowski, juif d'origine française, fils d'immigrants polonais et roumains et survivant de l'holocauste (86).

Cette double appartenance explique, d'un côté, le recours à des personnages historiques comme Pocahontas (*Princess Pocahontas and the Blue Spots*) et, de l'autre,

son autre expérience théâtrale, celle du *Scrubbing Project*, une référence direct à l'holocauste (86.) Ce serait donc de ce métissage entre techniques des avant-gardes artistiques et le recours à la tradition autochtone que résulterait l'expression révolutionnaire du théâtre autochtone contemporain (94.)

Dans la troisième partie de son essai, Jean-François Côté se penche sur le théâtre de Drew Hayden Taylor (\*1962), le titre de ce chapitre étant «Drew Hayden Taylor et l'esprit autochtone: rire et distanciation». Taylor, cet « Ojibwé-aux-yeux bleus », donc moitié autochtone et moitié blanc, disait un jour vouloir créer sa propre nation, un métissage d'Ojibwé et de Caucasiens ce qui donnerait les « Occasions ». Il n'est pas seulement dramaturge, mais aussi romancier, chroniqueur et essayiste. Tout comme Monique Mojica, il est « issu de l'entourage du *Native Earth Performance Arts de Toronto* » (101) dont il a été auteur en résidence en 1988-1989. Pour ses débuts de dramaturge, il était encouragé par Tomson Highway qui, lui, aurait été influencé par *Les Belles-Sœurs* (1968) de Michel Tremblay. Sa pièce *The Rez Sisters* est une sorte d'hommage à Michel Tremblay.

Le théâtre de Drew Hayden Taylor veut raconter des histoires, mais il met d'abord l'accent sur la condition autochtone. Il met en scène des personnages qui tentent de se réapproprier les éléments culturels traditionnels et constate que l'aliénation ne touche pas seulement les Autochtones mais l'ensemble de nos sociétés. Afin d'élucider son approche de l'aliénation et de la distanciation Drew Hayden Taylor fait un détour par le théâtre de Bertolt Brecht et on constate que dans la pièce *Sucker Falls* (un endroit bien réel), inspirée de *Mahagonny*, il met en scène les conditions sociales d'autochtones et de non-autochtones (123). Un point fort de son théâtre est l'accent mis sur le rire, l'humour et le comique comme traits culturels fondamentaux des cultures autochtones (129). L'humour serait la seule voie laissée ouverte aux Autochtones face aux cruelles réalités du quart-monde :

« L'humour nous a permis de rester sains d'esprit » (129). L'humour, le rire et le comique contribuent donc à la cicatrization des blessures et traumatismes.

Dans sa conclusion, Jean-François Côté relève trois points importants lorsqu'il constate que la Renaissance autochtone s'étend sur l'ensemble des sociétés et du contexte des Amériques et qu'elle contribue aux transformations en cours dans les Amériques du point de vue postcolonial. Il caractérise cette expérience culturelle des Amériques en transformation comme étant profondément transculturelle (144).

En conclusion, on constate que l'approche de Jean-François Côté s'avère fructueuse, puisqu'elle met à nu les ramifications et transformations culturelles du théâtre autochtone. Ce théâtre autochtone contemporain emprunte librement le meilleur des deux traditions, celles des Autochtones des Amériques et celles des grands dramaturges occidentaux pour en créer quelque chose d'étonnamment nouveau. Jean-François Côté a rajouté un « I » à son titre pour indiquer qu'il s'agit d'un premier volume. Le lecteur averti attend donc avec impatience la deuxième partie de ses découvertes en matière de théâtre révolutionnaire autochtone des Amériques.

Peter Klaus

Lucie Hotte/François Paré (dir.), *Les littératures franco-canadiennes à l'épreuve du temps*, Ottawa : Les Presses de l'Université d'Ottawa, 2017 (312 pp. ; ISBN 978-2-76032-392-6 ; CAD 39,95)

Ce volume, dirigé par deux éminents spécialistes des littératures francophones du Canada hors du Québec, Lucie Hotte (Université d'Ottawa) et François Paré (Université de Waterloo), s'est donné pour objectif de tracer l'évolution de l'histoire des littératures franco-canadiennes au cours des quatre derniers siècles, de « formuler les enjeux déterminants » auxquels ces dernières sont confrontées et de « dresser l'itinéraire des grandes questions qui conti-

nuent de les hanter à l'heure actuelle » (8). Ce livre a donc comme visée globale d'ancrer la production contemporaine au sein des littératures minoritaires du Canada dans la longue durée, tout en privilégiant la période plus féconde, celle d'après 1970. Ainsi, cet ouvrage ne choisit pas de traiter des littératures *canadienne-françaises*, terme ayant désigné au Canada jusque dans les années 1970 (et à l'étranger en partie, jusqu'à nos jours) l'ensemble des littératures d'expression française au Canada, y incluant la littérature québécoise, mais plutôt des *littératures francophones au Canada hors du Québec* qui se sont constituées dans trois aires géopolitiques se définissant autour de littératures différentes: l'Acadie, l'Ontario et l'Ouest canadien, englobant en particulier le Manitoba. Ces littératures sont, en effet, définies par le terme de *franco-canadien*.<sup>1</sup>

Introduit par une longue préface des deux directeurs du volume (« Écrire en contexte minoritaire au Canada depuis 400 ans », 7-23), l'ouvrage est divisé en trois grandes parties auxquelles sont rattachées les onze autres contributions. La première partie (« Textes et contextes ») regroupe les articles de Grégoire Holtz sur les premiers écrits en langue française sur l'Ontario au XVIII<sup>e</sup> siècle (27-43), de François Paré sur « Les fonctions de l'écrit biographique en Ontario français (1900-1950) » (46-69) et une longue et très substantielle contribution de Lucie Hotte sur « La critique littéraire en contexte minoritaire » (71-111). Dans la seconde partie, intitulée « Les enjeux esthétiques contemporains », figurent les contributions de Louise Ladouceur sur les formes de représentations théâtrales du bilin-

guisme sur les scènes théâtrales franco-canadiennes en Ontario et en Alberta (115-142), de Pamela V. Sing sur les stratégies scripturaires des écrivains en « extrême minorisation » en Colombie Britannique (143-167), de Jeanette den Toonder sur « Les lieux de transculturalité en zones de contact chez Jean Babineau, Hédi Bouraoui et J. R. Leveillé » (169-184) et de Kathleen Kellett sur « La parole mémorielle dans la littérature franco-canadienne » (185-212). La troisième partie, qui porte le titre « Les grandes interrogations », renferme, enfin, les contributions de Marie Carrière sur « Le scandale de l'intimité: la poésie au féminin au Canada français » (215-230), d'Emmanuelle Tremblay sur « Les figures de la violence fondatrice du récit de soi chez Herménégilde Chiasson et France Daigle » (231-255), de Jimmy Thibeault sur « Le refus des exclusions culturelles dans la littérature franco-ontarienne » (257-284) et de Jean Morency sur « L'improbable épopée et l'émergence du roman de la route au Canada francophone » (285-308).

Cet ensemble, assez hétérogène, de contributions très riches et ouvrant de multiples questionnements et de perspectives pour la recherche, acquiert sa cohérence interne en premier lieu par l'introduction des deux directeurs du volume et par l'article très stimulant de Lucie Hotte sur « La critique littéraire en contexte minoritaire ». Son ambition, qui dépasse le seul objectif de tracer l'évolution de la critique littéraire dans les contextes minoritaires francophones au Canada qu'indique le titre de sa contribution, montre, en effet, de manière très systématique, les enjeux et les processus de l'émergence des littératures franco-canadiennes. A partir des distinctions très pertinentes proposées par Jacques Dubois dans *L'institution de la littérature: introduction à une sociologie*, publié en 1978, elle distingue quatre étapes de leur évolution qui sont analysées par la suite à travers le prisme de figures paradigmatiques de critiques, chercheurs et enseignants pionniers qui appartenaient à la même génération, à savoir René Dionne

1 Voir aussi l'utile rappel terminologique formulé comme suit par L. Hotte : « J'utilise ici le terme 'franco-canadien' pour désigner la francophonie des Maritimes, de l'Ontario et de l'Ouest canadien. Le terme 'canadien-français' renvoie, pour sa part, à l'ancien Canada français, qui couvrirait l'ensemble du territoire canadien et même les 'Petits Canadas' états-uniens. »

(pour la littérature franco-ontarienne), Annette Saint-Pierre (pour la littérature franco-manitobaine) et Marguerite Maillet (pour la littérature acadienne) : premièrement la phase de l'*émergence*, « qui concerne le 'vouloir-être de la littérature' » (73) ; deuxièmement la phase de la *reconnaissance* (« être de la littérature », 73) qui « dépend non seulement de la critique, mais aussi [...] du milieu de l'édition quand une maison retient un manuscrit pour publication » (73). La troisième phase correspond à la *consécration* (« être de la bonne littérature »), apportée par les jurys de prix et des académies, mais aussi par la critique qui « pose des jugements sur les œuvres » (73). En quatrième lieu, enfin, la phase de la *canonisation* (« être un modèle de littérature ») « prend forme dans l'enseignement, c'est-à-dire à l'école, avec ses programmes et ses manuels » (74), intégrant définitivement les œuvres d'une littérature dans les institutions scolaires, universitaires plus largement culturelles, garantissant ainsi leur conservation et leur transmission à la postérité.

Relevons, au sein des multiples perspectives ouvertes par ce volume, essentiellement trois apports majeurs susceptibles d'inspirer de futures recherches dans le domaine des littératures franco-canadiennes. D'abord, la réflexion importante, menée dans le présent volume notamment par Louise Ladouceur, mais aussi par Pamela V. Sing et Jeannette den Toonder, sur l'inscription du bilinguisme et du multilinguisme dans les textes littéraires minoritaires. Louise Ladouceur part des constats, empruntés à Dominique Lafon et André Paiement, que « 'le théâtre est bien le mode d'expression privilégié des minorités' » et qu'il est « 'par essence transparence de l'oralité constitutive de toute communauté' » (115) pour diriger ensuite dans sa contribution l'attention sur le rôle capital du théâtre comme lieu de mise en scène d'écritures hétérolingues, en démontrant, à travers des exemples particulièrement révélateurs (tels Roger Auger et André Paiement), leurs procédés d'inscription à la

fois dans les textes dramatiques et dans leur performance théâtrale (entre autre sous la forme de sous-titres). L. Ladouceur montre en même temps le rôle d'avant-garde joué par des auteurs de théâtre franco-canadiens au sein du champ d'investigation très actuel et nouveau que représentent les écritures hétérolingues en affirmant dans sa conclusion : « Le bilinguisme des artistes et de l'auditoire alimente ainsi la création théâtrale et ouvre la voie à l'exploration de nouvelles esthétiques mettant à profit la dualité linguistique qui est au cœur de la réalité canadienne. Loin de constituer un obstacle, cette dualité linguistique et culturelle constitue dans l'Ouest [canadien] un laboratoire ouvert sur la création » (139). L'article de Pamela V. Sing sur les écrivains francophones de la Colombie Britannique et de l'Ouest canadien écrivant en anglais, comme le font Marie Moser, Pierrette Requier, Jacqueline Dumas et Paulette Dubé, pose la question des écritures hétérolingues par un biais nouveau. Ces écrivain(e)s francophones, dont la langue d'écriture est l'anglais, révèlent, selon P. Sing, une « sensibilité et un imaginaire indélébilement marqués par des pratiques culturelles francophones » (165). Ils forgent ainsi des formes littéraires d'expression de l'identité minoritaire caractérisées par une écriture hétérolingue fortement expérimentale, souvent polytextuelle et polyvocale, visant à « forger une forme de francité » (165) à la fois originale et paradoxale.

La problématique de la biographie, abordée dans la contribution de F. Paré, ouvre une autre perspective, jusqu'ici également peu explorée au sein des études sur les littératures franco-canadiennes ou encore la littérature québécoise. Elle élargit non seulement le champ littéraire vers les zones de contact entre la fiction et la non-fiction, l'écriture littéraire et l'écriture historiographique, mais montre en même temps, à travers l'exemple notamment de l'écrivain et journaliste Alfred DeCelles, le rôle important des écritures biographiques pour la constitution de la mémoire collective et de figures d'identification. Les séries analysées aux-

quelles l'auteur aurait pu ajouter notamment *Les Hommes du jour. Galerie de portraits contemporains*, ouvrage édité par Louis-H. Taché à la Compagnie de Moulins à Papier de Montréal en 1890 et considérée comme un « monument érigé à la gloire de la confédération du Canada », témoignent d'abord d'un effort pour parvenir à la constitution d'une mémoire collective canadienne à travers des figures comme Wilfried Laurier, Le Moyne d'Iberville et Louis-Joseph Papineau. Dans quelle mesure ces séries biographiques contribuèrent précisément à faire émerger aussi une mémoire collective *minoritaire*, en l'occurrence franco-ontarienne, comme croit pouvoir l'affirmer François Paré, est une question qui reste à approfondir dans le détail, en poursuivant notamment l'enquête sur la présence de l'écriture biographique (entre autres à travers les nécrologies et les formes de commémoration) dans les périodiques.

Les contributions de J. den Toonder, de J. Thibeault et de J. Morency, utilisant les concepts de 'transculturalité' et de 'liminarité' (définissant des identités en transition) mettent, enfin, en lumière de nouvelles évolutions au sein des littératures francophones minoritaires du Canada qui reflètent, tout à l'opposé d'un repli identitaire sur une communauté, sa langue, sa culture et son territoire, une ouverture cosmopolite et un refus de tout nationalisme et de tout communautarisme. On trouve cette nouvelle mouvance chez des écrivain(e)s issu(e)s de l'immigration, comme Marguerite Andersen en Ontario et Martine Jacquot en Acadie, mais aussi au sein d'une nouvelle génération d'écrivains contemporains nés au Canada comme les Franco-Ontariens Jean-Marc Dalpé, Didier Leclair et Daniel Poliquin et l'auteur acadien Gérard Leblanc qui ont en commun d'apporter à la littérature franco-canadienne « la richesse d'un certain cosmopolitisme » (209).

Ce volume constitue un ensemble de textes très stimulants et s'avère incontournable pour tout chercheur s'intéressant aux littératures franco-canadiennes minoritaires : à travers les analyses relatives, par

exemple, à la fonction mémorielle de la biographie, à l'hétérolinguisme littéraire et à la fonction de la critique et des instances de consécration et de canonisation au sein des littératures émergentes, il offre aussi des concepts et des pistes de recherches transposables à l'étude d'autres littératures. Les riches bibliographies fournies avec chacune des contributions à ce volume fournissent une excellente base pour poursuivre les questionnements soulevés. On peut toutefois regretter l'absence d'un index (des noms d'auteurs cités et des concepts traités) et certaines lacunes, comme notamment l'absence d'un auteur comme La Hontan dans le cadre des auteurs importants de la Nouvelle-France ; et l'absence de mention et d'analyse du genre, socialement extrêmement important – à côté de l'autre genre semi-oral que représente le théâtre – de la chanson, y compris sous ses formes les plus modernes et contemporaines. On peut regretter, enfin, la place très marginale accordée à la presse, des almanachs jusqu'aux journaux et revues, des médias qui représentaient pourtant en milieu minoritaire non seulement des vecteurs importants pour l'articulation d'une identité collective, mais aussi une plateforme de toute première importance pour la publication de textes littéraires. Ces lacunes, presque inévitables dans le cas d'un ouvrage collectif et compte tenu des contraintes auxquelles il est soumis, n'enlève néanmoins rien aux qualités indiscutables et aux apports scientifiques majeurs de cet ouvrage riche et important.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Denis Vaugeois, *L'Amour du livre. L'édition au Québec, ses petits secrets et ses mystères*, Sillery : Septentrion, 2005 (218 pp. ; ISBN 978-2-8944-8425-8 ; CAD 24,95)

Lui-même éditeur et écrivain, l'historien Denis Vaugeois a reçu le prestigieux Prix Georges-Émile-Lapalme 2014 du Gouver-

nement du Québec, qui récompense une contribution inestimable pour la promotion de la langue française et de la culture québécoise. La longue carrière de cet écrivain québécois est éminemment riche, trop diversifiée pour être résumée, et celle-ci se poursuit d'ailleurs encore aujourd'hui. Élu député puis nommé Ministre des Affaires culturelles (1978-1981) dans le cabinet de René Lévesque, Denis Vaugeois a largement œuvré pour la diffusion du livre et la construction de nombreuses bibliothèques municipales au Québec, dont le nombre a triplé durant son mandat de Ministre.

Mon titre préféré du prolifique Denis Vaugeois est *L'Amour du livre* : ce n'est certes pas son ouvrage le plus savant ni le plus vendu, mais il s'agit à la fois d'un portrait très précis de la situation de l'édition et une percée fascinante dans l'univers du livre dans le contexte québécois. Si l'avant-propos et le premier chapitre s'apparenteraient presque à des mémoires, les pages qui suivent placent le lecteur dans le vif du sujet en anticipant le questionnement de tout auteur d'un premier projet : comment un écrivain peut-il choisir un éditeur adéquat, comment fonctionne la chaîne d'étapes conduisant un manuscrit vers la vitrine de la librairie, quelle est la mission de l'éditeur, du distributeur, de l'attachée de presse, etc.

Au fil des pages, on apprécie l'érudition de Denis Vaugeois et on sent la maîtrise exceptionnelle qu'il détient dans le domaine éditorial, fort d'un demi-siècle d'expérience dans ce domaine. En outre, l'éditeur féru dévoile de nombreuses vérités quant au métier d'écrivain : bien souvent, les ouvrages rapportent peu comparativement à l'énergie déployée par ses artisans, les ventes sont presque toujours décevantes, et il est de plus en plus difficile de percer dans cet univers limité et concurrentiel, alors que l'on sort 4000 nouveaux livres chaque année uniquement au Québec et environ 30.000 par an dans la Francophonie (172-173).

Ouvrage sans équivalent au Québec, *L'Amour du livre* est assez original dans sa

manière directe d'aborder et de présenter l'industrie du livre au Québec et ce, dans un style passionnant. On apprécie les conseils proposés généreusement tout au long du texte. Compte tenu de son sujet, c'est un ouvrage que l'on devrait retrouver dans toutes les bibliothèques.

*Yves Laberge*

Aurélien Boivin (dir.), avec la collaboration de Mylène Bédard/Hervé Guay/Jonathan Livernois/Jacques Paquin, *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec. 1991-1995*, tome 9, Montréal : Fides, 2018 (LXXX+1042 pp. ; ISBN 978-2-7621-4230-3 ; CAD 99,95)

La parution d'un nouveau tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* devrait toujours être perçue comme un événement rare dans le milieu des lettres québécoises : le tome 7 couvrant les années 1980-1985 remontait à 2003 ; le tome 8 sur la période de 1986-1990 était paru en 2011.

Outil indispensable pour la recherche sur la culture du Québec et du Canada français, chaque tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* (parfois abrégé sous l'acronyme *DOLQ*) présente un vaste corpus de langue française et fait le bilan de la place occupée par la plupart des livres parus au Québec (ou sur le Québec) dans les catégories roman, poésie, essai, théâtre, conte, récit, scénario mais aussi certains ouvrages savants sur la culture et le fait littéraire au Québec (voir l'Avvertissement, XV). Il ne s'agit pas d'une anthologie avec des extraits de livres, ni d'un recueil de comptes rendus d'autrefois, ni d'un simple répertoire bibliographique ; c'est beaucoup plus et autre chose. Le *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* trouve sa spécificité dans l'appréciation de chaque œuvre (autant dans son résumé que dans sa partie critique), mais surtout dans la situation du livre pris dans son contexte, rendant compte de la réception de chaque ouvrage lors de sa parution. Une bibliographie étof-

fée précise les critiques, articles, thèses consacrées à chacun des titres étudiés. En outre, une imposante bibliographie générale clôt l'ensemble (891-1000). Pour toutes ces raisons, on aurait tort de considérer le *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* comme une simple succession de petits résumés ou de petits comptes rendus de livres, ce qui serait infiniment réducteur. Pour faire suite aux volumes précédents, ce neuvième tome porte exclusivement sur la période entre 1991 et 1995. Couvrir exclusivement cette demi-décennie pourrait sembler trop bref ; néanmoins, on y retrouve en plus de mille pages pas moins de 1300 ouvrages analysés (!), ce qui reconferme la vitalité et la diversité de la production littéraire du Québec, nettement supérieure à celle du Canada anglais (voir l'Avertissement, XV). Et pourtant, les coresponsables admettent ne pas avoir été exhaustifs, même en nous offrant plus de 900 articles dans ce neuvième tome (voir l'Avertissement, XV).

L'introduction générale du *DOLQ* – totalisant 80 pages – constitue en soi une excellente initiation à la littérature québécoise de la fin du 20<sup>e</sup> siècle : on y présente certains thèmes récurrents – par exemple la famille, l'amour, la place de la femme, la mort (XXXVII) –, les succès de librairie, les succès d'estime, certains des auteurs les plus prolifiques, les plus populaires, les plus prisés par la critique et dans les médias (XXV). Mais l'intérêt est ailleurs, car la grande force du *DOLQ* réside dans son panorama quasi exhaustif et dans la possibilité pour le lecteur le plus férù de découvrir des ouvrages injustement négligés, peu commentés ou hors de ses champs de compétence, qu'il s'agisse d'une plaquette de poèmes ou d'un ouvrage paru chez un petit éditeur quasiment introuvable en librairie. Dans le cas d'une littérature nationale aussi florissante que celle du Québec, il serait injuste de réduire sa production à seulement quelques titres, à certains écrivains-vedettes surmédiatisés ou à une sélection de *best-sellers* ; c'est la grande utilité de chaque tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires*

*du Québec*. Afin de mieux situer le lecteur non-Canadien, la section introductive se termine par une impressionnante chronologie à cinq volets juxtaposant le monde, les États-Unis, le Canada et le Québec.

Les notices du *DOLQ* – on ne saurait parler ici de simples comptes rendus juxtaposés – sont ordonnancées alphabétiquement, selon les titres de chaque ouvrage étudié ; un index regroupe les noms des auteurs, des œuvres et des personnes mentionnées. Chaque notice situe l'œuvre étudiée dans son contexte et dans la production de l'écrivain, en fournit le résumé, puis propose des pistes d'analyse ; la dernière section de la notice rend compte de la réception de l'œuvre présentée, autant dans la critique que dans les études plus savantes.

Les qualités du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* sont nombreuses, et le lecteur le plus exigeant trouvera peu à redire. Seulement quelques coquilles subsistent dans ce neuvième tome (contrairement aux précédents) : au fil des notices, on sent quelquefois que certaines des bibliographies ont été abrégées lorsqu'un ouvrage mentionné dans la notice n'apparaît pas dans les références qui suivent. Autre problème : on constate au passage que certains romans écrits par des professeurs d'université sont ici analysés par un de leurs collègues de la même institution et du même département, ce qui pourrait occasionner une apparence de complaisance (243-245). Ce problème d'un professeur recensant le livre d'une collègue du même département ne se limite d'ailleurs pas au roman, mais également à des ouvrages académiques (631-632). Les notices les plus décevantes de ce tome sont précisément celles qui négligent de rendre compte des réactions des critiques face à l'œuvre recensée, en privant le lecteur d'extraits des critiques de l'époque, toujours appréciables mais parfois si difficiles à trouver (602-603, 627, 627-629, 634-635, 812-813, 849-851). C'est le principal point faible de ce Tome 9, bien que ce problème des notices incomplètes ou sans recension critique existât

déjà dans une moindre mesure dans les tomes précédents ; il n'a pas encore été corrigé. En revanche, ce riche corpus colligé dans chacun de ces neuf tomes constitue une formidable invitation à la lecture et permet de passer aisément d'un article à l'autre, alphabétiquement ou dans le désordre.

On ne peut que souhaiter la parution d'un dixième tome du *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec*, car cet ouvrage indispensable n'a pas d'équivalent et demeure une ressource irremplaçable. Des dizaines d'universitaires ont accepté de rédiger une ou plusieurs notices ; une liste des collaborateurs et collaboratrices fournit les titres recensés par chacun et chacune, à la fin de l'ouvrage. Pour le lecteur des pays germanophones comme pour le bibliothécaire et le thésard, ce colossal *Dictionnaire des œuvres littéraires du Québec* servira de ressource de première main sur la Francophonie hors-Europe et demeure le meilleur ouvrage de référence sur le Québec et/ou le Canada.

Yves Laberge

Normand Baillargeon (dir.), *Là-haut, il n'y a rien*, Québec : Presses de l'Université Laval, 2010 (ix+330 pp. ; ISBN 978-2-7637-8761-9 ; CAD 39,95)

Le Professeur Normand Baillargeon a longtemps enseigné la philosophie de l'éducation à l'Université du Québec (UQAM) ; son essai audacieux sur l'incroyance propose un exposé apologétique sur la libre-pensée, complété par une anthologie de textes sur l'athéisme et le doute quant à l'existence de Dieu. Son livre intitulé *Là-haut, il n'y a rien* est paru dans la mouvance des débats sur la laïcité et ce que l'on nomme au Québec « les accommodements raisonnables » envers les personnes appartenant à certaines communautés religieuses ; cette question délicate du port des signes religieux ostensibles dans l'espace public ressurgit régulièrement dans les médias québécois depuis plus de dix ans (1). Après

plusieurs siècles marqués par une forte présence cléricale et essentiellement catholique, relativement peu d'auteurs québécois ont abordé aussi directement cette question de la négation argumentée de l'existence de Dieu.

Dès les premières pages, Normand Baillargeon se montre très critique envers le programme « Éthique et culture religieuse » du précédent gouvernement québécois (10) ; on comprend que tout son livre est écrit en réaction contre ce programme provincial – qui est toujours en vigueur en 2019 –, car celui-ci présente aux élèves des écoles publiques québécoises les grandes religions universelles ainsi que les croyances autochtones, mais pas l'athéisme qui, d'après le Ministère de l'éducation du Québec, serait « connoté négativement » (4). On devine que Normand Baillargeon se range en faveur du libre-choix : non seulement le libre-choix d'une religion plutôt qu'une autre, mais aussi (et surtout) pour la possibilité encore plus fondamentale de croire ou de ne pas croire en un Dieu. Autrement dit, l'athéisme reste aussi une option qui devrait être présentée aux élèves dans les écoles québécoises, au même titre que les religions monothéistes. C'est le propos de son livre.

L'ouvrage est indéniablement bien documenté et diversifié ; il débute par un texte du militant québécois Daniel Rand qui fournit une conceptualisation des principaux termes (athéisme, agnosticisme, théisme) et une délimitation utile des différentes formes de croyances, incluant les sectes religieuses existant au Québec et ailleurs (20). Parmi une quarantaine de penseurs cités (incluant Marx, Nietzsche et Freud), Normand Baillargeon mentionne entre autres l'essayiste montréalais Daniel Baril, dont les recherches ont porté sur l'écart entre les sexes quant à la foi et à la pratique religieuse ; au Canada, l'écart serait « de 9% pour la croyance en Dieu et de 17% pour la pratique de la prière » (149). On pourrait bien sûr reprocher à ces chiffres déjà anciens provenant de l'organisme fédéral Statistique Canada de dater de 1988,

mais il semble exister relativement peu d'études récentes autour de ce sujet presque intime, sur lequel il demeure difficile d'enquêter. En outre, on peut ajouter que l'élément central de cette étude spécifique citée par l'anthropologue Daniel Baril était d'abord la différence entre les femmes et les hommes, et non le phénomène plus large de la croyance en soi.

Bien sûr, le prolifique Normand Baillargeon n'ambitionne pas d'épuiser un sujet aussi vaste et néglige inévitablement certains aspects comme le passage difficile, voire inconcevable pour de nombreux immigrants d'un état religieux vers une société laïque comme le Canada, où l'athéisme déclaré n'est évidemment pas criminalisé (11). Plusieurs pages étudient la reproduction de la tradition religieuse d'une génération à l'autre, en dépit des migrations et des mutations sociales (11).

Indéniablement, le livre *Là-haut, il n'y a rien* est une invitation à la polémique, et c'est la raison d'être des universités de favoriser les débats et de s'exposer aux points de vue les plus divergents, aux perspectives les plus opposées aux nôtres. On pourrait peut-être reprocher à l'auteur sa partialité ou encore un ton parfois engagé, presque militant, résolument anti-religieux, surtout dans son huitième chapitre, ce qui sied mal à un ouvrage aux prétentions savantes ; mais le lecteur devrait se sentir prévenu par le titre même du livre et sa couverture, qui annoncent déjà tout un programme, comme une autre manière d'affirmer qu'il n'y a pas de Dieu visible dans le ciel, au-delà des nuages. À sa décharge, l'auteur convient d'emblée que son dernier chapitre est volontairement teinté d'humour (13). Codirigée par Normand Baillargeon, la collection « Quand la philo fait pop! Exploration philosophique de la culture populaire » des Presses de l'Université Laval propose judicieusement des ouvrages savants sur des sujets d'actualité ou de grands débats de société, rédigés par des universitaires québécois, mais néanmoins accessibles aux lecteurs non-initiés et aux non-universitaires. Pour ces raisons, on

recommanderait ce livre assez unique aux bibliothèques publiques car il n'a pas d'équivalent, du moins au Canada.

Yves Laberge

Irena R. Makaryk/Kathryn Prince (eds.), *Shakespeare and Canada: Remembrance of Ourselves*, Ottawa: University of Ottawa Press, 2017 (269 pp.; ISBN 978-0-7766-2441-9; CAD 39.95)

Commemoration, as the editors of *Shakespeare and Canada: Remembering of Ourselves* explain, brings together "the individual and the community in shared expressions of mourning, remembrance, or, in other circumstances, of celebration" (1). Irena R. Makaryk and Kathryn Prince's edited volume is the "final fruit" of the commemorative projects and activities around the 400<sup>th</sup> day of remembrance of Shakespeare's death, undertaken by the University of Ottawa in 2016. The volume explores the impact of the 'great Bard' on Canadian culture and society from many different angles, laying its focus on interconnections between past and present and highlighting that commemoration is always also an engagement with the commemorators' own identity and cultural belonging.

The first four essays revolve around the Stratford Festival, which is "now the largest repertory theatre in North America" (3). Thus, C. E. McGee, for example, explores innovative productions of Shakespeare's *The Merchant of Venice*. While the main focus is on Marti Maraden's 1996 production, which is set in Fascist Italy and offers challenging re-interpretations of Portia and Jessica, McGee lucidly contextualizes this production with insightful references to eight other noteworthy productions of this play between 1955 and 2013 and the controversies preceding and accompanying them. Performance practices also inform Robert Ormsby's essay on "Intercultural performances and The Stratford Festival as Global Theatre", which is based on the notion that "other cultures do not simply

receive the cultural authority [Shakespeare] represents but use it for their own purposes, and in doing so relocate Shakespeare, claiming possession of him for their own" (42). On the examples of the 2004 production of *A Midsummer Night's Dream* and the 2006 production of *Twelfth Night* (both directed by Leon Rubin and both featuring exotic settings), Ormsby shows how the Stratford Festival, "once associated with Canadian anti-colonial nationalism" (44), has become an intercultural event, embracing the integration and blending of cultural signifiers from across the globe.

Ian Rae, too, zooms in on the Stratford Festival. However, his essay moves away from performance histories and practices towards a revisionist questioning of the grand myth-making narratives of the foundation of the Festival in 1953. Rae's well-researched 're-telling' of the genesis of the Festival demonstrates how, rather than being a momentary heroic act, the Festival's foundation is to be seen as a complex process involving national and international interests and efforts that started long before 1953. The Stratford-focus is concluded with Peter Kuling's insightful discussion of two Stratford Festival productions, namely Peter Hinton's *The Swanne* trilogy (2002) and Timothy Findley's *Elizabeth Rex* (2000). These plays, as Kuling shows, not only mirror Shakespeare's own use of historical data but are also replete with intertextual references to Shakespeare's works. The essay further underscores the potential of these palimpsestuous (74) and Elizabethan-esque (75) speculative histories to trigger "new ideological readings of history through anachronistic intertexts, queer additions to history, celebrity casting [...], and meta-theatrical references" (73), thus also shedding new light on Canada's own history.

Both Kailin Wright and Don Moore focus on *Slings & Arrows* (2003–2006), one of Canada's most celebrated TV-series, offering fresh takes on this film-project which features a fictional Stratford Festival, here named New Burbage Theatre Festival.

Wright's essay concentrates on the reciprocal dynamics between artistic vision/performance and audience response and relates it to the "contradictory impulse to celebrate theatre while making effective TV" (92). Moore, in turn, uses Derrida's concept of *hauntology* in his approach to *Slings & Arrows*. While 'haunting' in general may serve "as an allegory for artistic inheritance" (105), Moore shows that 'hauntological inheritance' in *Slings & Arrows* is also manifested as an 'ethical spectre'. Focussing on the Nigerian-born character Nahum, Moore offers a thought-provoking study of Nahum's ambivalent role as spectral ethical voice while, nonetheless, remaining in his subaltern position, which excludes him from the inner circle of the Festival (cf. 108).

The use of Shakespeare as a tool of colonial redress is in the centre of Sarah MacKenzie's inspiring comparative discussion of Lewis Baumber's 'Indigenized' production of *The Tempest* (1987) and Yvette Nolan and Kennedy Kathy MacKinnon's *The Death of a Chief*, a collaborative rewriting of *Julius Caesar*. As MacKenzie makes clear, *The Death of a Chief* is not to be understood as a 'talking back' to Shakespeare but rather as a "dramatic reordering of the play and, in the end, a complete reshaping of the text for the purpose of collective, community consideration of immediate Indigenous political prerogatives" (117). Annie Brisset highlights another often marginalized issue within Canadian Shakespeare-discourses. In her well-informed essay, she traces cultural, social and political factors for Shakespeare's relatively late appearance on the Quebec stages and discusses the issue of translation/adaptation, focussing in detail on three Quebec translators of Shakespeare.

Marshall McLuhan, now considered one of the founding fathers of media theory, is in the focus of Richard Cavell's contribution. As Cavell demonstrates in a stimulating essay which sheds new light on both McLuhan and Shakespeare, the former's theories of detribalisation through printing and retribalisation through electronic media were strongly influenced by the works of

Shakespeare. In particular, McLuhan's rhetorical and contextual readings of *King Lear* and *Hamlet*, as the essay convincingly argues, have been vital starting points for *The Gutenberg Galaxy* (1962) and *Understanding Media* (1964) respectively. The following essay by Troni Y. Grande is dedicated to another Shakespeare-inspired Canadian celebrity's work, Alice Munro's short story "Tricks" (2004). The story not only works through Shakespearean intertexts but also features – like *The Slings & Arrows* – a fictional Stratford Festival. Grande's close reading of "Tricks" is to a large extent based on Northrop Frye's concept of green-world comedy, an approach which obviously renders a number of interesting observations; at the same time, it may have been the reason why Grande has entirely excluded the resonances of two comedies which, like "Tricks", are based on the motif of twins and of mistaken identities, *The Comedy of Errors* and *Twelfth Night*.

Tom Scholte's essay, in which he pays homage to his former teacher Neil Freeman at the University of British Columbia, delineates Freeman's lasting impact on Shakespearean acting pedagogy in Canada. Starting with a brief discussion of Freeman's 'notorious' commitment to the authority of the First Folio of 1623, Scholte's main interest lies in Freeman's pedagogical legacy, i.e. in his "concern with the ways in which Shakespeare's language manifests the shape of human thought" (203). Scholte explicates Freeman's approach through a number of illustrative examples, drawing from his own experiences with Freeman's method of acting pedagogy. Educational concerns are also in the centre of the following essay, in which Dana M. Colarusso discusses Shakespeare's exceptional status in Canadian school curricula. Even though Shakespeare is compulsory only in the Alberta and Saskatchewan English Language Arts programs, "it is evident", as Colarusso contends, "that Shakespeare continues to have a heightened importance in Language Arts instruction in Canada" (221). This view is also largely confirmed in teacher-interviews which Colarusso conducted in

2009. At the same time, as the author notes, the increasingly audible call for more accessible and contemporary texts may soon lead to "a migration of Shakespeare content from the curriculum core to the margin" (233). Colarusso's welcome suggestion to bring Shakespeare's plays "into dialogue with local and contemporary issues, values, and modes of expression" (234), could probably be brought about effectively by teaching Shakespeare in tandem with the wide spectrum of excellent contemporary Canadian rewritings/intertextual engagements with Shakespeare.

The volume is rounded off by Daniel Fischlin's witty and thought-provoking reflections on the 'truth about stories'. Fischlin uses Thomas King's *Massey Lectures* (2003) as a major foil for his critical engagement with the 'stories' about Shakespeare and Canada, showing "how impossible it is to reduce complex realities of origin to anything but the diversity of contexts that feed into any given historical moment" (246). The essay can, in fact, be understood as a guideline for the reception of the whole volume, highlighting as it does the 'truth' in the 'stories' collected in this volume, while indicating that each story contains, points at, or engenders ever new stories, thus questioning claims of one singular monolithic and static 'true' story.

*Shakespeare and Canada*, which assembles fourteen essays (including the editors' introductory chapter), indeed offers a rich panoply of Canada's cultural entanglement with the legacy of the Bard, providing glimpses at the Stratford Festival from various perspectives, looking at performance practices, Shakespeare-adaptations, and Indigenous and Francophone engagements with Shakespeare, and exploring pedagogical issues in both university as well as school education. In sum, this carefully edited book constitutes a valuable and unique contribution not only to the field of Shakespeare Studies but also to the study of Canadian culture and history. The editors and contributors are to be congratulated on a volume which will prove an indispensable

reference work, and a source of inspiration for readers inside and outside of academia interested in Shakespeare, in Canada, and in the inextricable and meaning-making interrelationship of past and present.

Maria Löschnigg

Tony Tremblay (ed.), *New Brunswick at the Crossroads: Literary Ferment and Social Change in the East*, Waterloo: Wilfrid Laurier University Press, 2017 (238 pp.; ISBN 978-1-77112-207-8; CAD 39.99)

*New Brunswick at the Crossroads* is a long overdue book. As the editor Tony Tremblay notes in his introduction, it is the first time that the French-Acadian and the English-Canadian literary histories of New Brunswick are brought together in an academic project. *New Brunswick at the Crossroads* features seven articles, including an introduction and an afterword, which analyze the English and French literary histories of New Brunswick. While this book is written in English, another book is already on its way in which the same essays will appear in French. The collection opens with Gwendolyn Davies' essay "Loyalist Literature in New Brunswick, 1783-1843", in which Davies makes a point about the influence Loyalist evacuees from New York and the New England States had on the early literary developments of New Brunswick. Here lies one reason, for Davies, why there was such a strong "populist tradition" (20) in the English-speaking parts of late eighteenth-century New Brunswick, where literature was highly political and usually worked as a form of resistance against US American Revolutionary tendencies. The chapter contrasts nicely with the following one by Chantal Richard, which shows how "Emergent Acadian Nationalism, 1864-1955" was everything but influenced by US American politics and instead drew much of its energy from Acadian struggles against English-Canadian dominance. In the mid-eighteenth century, Acadians had been

forcefully transported to the Southern parts of the US, mostly to Louisiana, in the so-called Great Expulsion that was part of the French and Indian War. As Richard notes, one result of this expulsion was that those who later returned to Atlantic Canada found "no social structures in place 100 years later" (45) on which they could draw to build a literary tradition of similar energy as English-speaking authors at the same time. This difference between Acadian and English-Canadian literature in the mid-nineteenth and early twentieth century becomes apparent in the chapter by Thomas Hodd on "The Fredericton Confederation Awakening, 1843-1900." The overlapping time frames of the chapters by Richard and Hodd show the true strength of the collection. Whereas Richard shows how Acadians needed to work hard for an emergent literary tradition in the mid-nineteenth century, the article by Hodd illustrates how English-speaking authors in New Brunswick could already draw on well-established structures and networks, which allowed them to focus on themes such as Canadian Confederation, democratization, education or local landscape at around the same time.

The two final essays by Tony Tremblay and Marie-Linda Lord are equally illuminating in their focus on Modernism in English-speaking New Brunswick (Tremblay) and French-speaking New Brunswick (Lord). Tremblay's "Mid-Century Emergent Modernism, 1935-1955" captures the sense of locality and regionality that comes with modernist writing in the Maritimes, especially in Bliss Carman but also in works by Ted Campbell and A. G. Bailey. Although these authors had their individual struggles with economic, private, and artistic confines, they were sometimes well connected with the larger networks of Anglo-American modernism, as W. B. Yeats' favourable remarks about Carman, quoted in the beginning of Tremblay's essay (101), illustrates. Acadian authors in the mid-twentieth century, in contrast, did not have such links to a larger transatlantic movement, as Lord's "Modernity and the Challenge of Urbanity

in Acadian Literature, 1958–1999” shows. Although there was a regional emergence and growth of French-Canadian literature in the twentieth century, and although many publications by Acadian authors have gained national and international acclaim, there are no strong connections, as yet, to either France or French-Canadian literary networks that would foster publication strategies for French Acadian authors. That said, Lord’s assertion that the second half of the twentieth-century “was a period of unprecedented vitality in Acadian New Brunswick” is surely right, and one can only look forward to this literary sphere in the future.

For all its benefits, *New Brunswick at the Crossroads* has one major drawback, and that is the exclusion of First Nations literature and culture from its research project. Despite Christl Verduyn’s foreword, in which she invokes a postcolonial framework for a reading of New Brunswick literature, there is no single essay on indigenous writing in the collection. David Creelman’s Afterword partly problematizes this absence of First Nations authors from the collection and mentions Mi’kmaq novelist Lorne Simon as one important contributor to the region’s literary history, together with the hope that more indigenous authors will publish their works in the future. This absence does not affect the quality of the individual articles. It does, however, lead to a sense of exclusion that makes any invocation of postcolonial frameworks unfortunate, to put it mildly. Another book might be necessary to alleviate the situation.

Kirsten Sandrock

Libe García Zarranz, *TransCanadian Feminist Fictions: New Cross-Border Ethics*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen’s University Press, 2017 (178 pp.; ISBN 978-0-7735-4955-5; CAD 68)

García Zarranz’s study joins the ranks of recent work informed by new material

feminisms and affect theory. Unlike other research, it covers twenty-first century literature by Canadian feminist writers and spans a variety of genres, ranging from long poems, short stories, and memoirs to young-adult fiction. The author argues that post 9/11 works by Dionne Brand, Hiromi Goto, Emma Donoghue and Larissa Lai “dismantle and rearticulate a variety of literal and symbolic boundaries that cut across corporeal, biopolitical, and affective structures” (7) and thus contribute to the formulation of “a new cross-border ethic” (4, 7). A welcome departure from more conventional approaches is the division into three parts based on common themes, “Crossing the Borders of Corporeality”, “Biopolitical Border-Crossings” and “Cross-Border Affects”, followed by a Coda, “Posthuman Borderlands”, which highlights the parallels or rather intersections between the literary texts.

The introduction is primarily dedicated to the key terms and theories that shaped the study, the methodology, and a brief introduction of the authors and works comprising her corpus. In the first part, “Crossing the Borders of Corporeality”, García Zarranz focuses on Dionne Brand’s long poem *Ossuaries*, Hiromi Goto’s young-adult novel *Half World* and Emma Donoghue’s novel *Room* and how these works “question and rearticulate the boundaries of materiality, embodiment, and corporeality through the portrayal of the porous contact zones between human, natural, and nonhuman bodies” (15). In the third chapter in particular she proposes the concept of “corporeal citizenship” as an alternative to the “nation’s claustrophobic boundaries” (48). Part two examines Hiromi Goto’s children’s novel *The Water of Possibility*, selected short stories from Emma Donoghue’s *The Woman Who Gave Birth to Rabbits* and Dionne Brand’s poem *Inventory* in terms of biopolitics and biopower. Drawing on Foucault’s work on biopower, García Zarranz explores how texts by Donoghue, Goto and Brand transgress and challenge “a variety of biopolitical borders” (16). The third part engages with

Dionne Brand's memoir *A Map to the Door of No Return*, short stories from Emma Donoghue's *Astray* and Hiromi Goto's novel *Darkest Light* in terms of affect. The author shows that these texts provide "alternative ways to interrogate and rearticulate the poetics of affect" (17). The Coda extends some of the readings of the third part by combining a reading of Larissa Lai's poetry collection *Automaton Biographies* with a reading of the movie *Blade Runner* (1982) that illustrates "how affects are unevenly distributed among bodies and spaces with a number of important ethical consequences" (17).

The main weakness of the study is the failure to engage with theoretical concepts adequately. Even though the most important analytical terms are presented in the introduction, not all of them are defined sufficiently. "Affect", for instance, one of the key terms used throughout the study, is briefly introduced on page ten with reference to Sara Ahmed's work and affect studies (14). In spite of applying the term throughout her analyses in part one and two, García Zarranz only provides a precise working definition in chapter seven (105-6), much too late for either the reader who is new to the field of affect studies or the reader who requires a clearly delineated definition of affect out of the many definitions that exist. Similarly, the concept of the border (and boundary) is understood in terms of "a contested site where the corporeal, biopolitical, and affective realms of everyday life assemble" (4) and the author contends that "crossing a geo-political border not only involves a spatial and temporal shift but also, and often most importantly, generates a bodily response with social, political, and ethical repercussion" (4). Admittedly, García Zarranz's aim is not to "define, describe, or prescribe what borders are or are not" (xii), yet the absence of a reference to the field of Border Studies seems somewhat negligent for a study concerned with borders. Furthermore, the absence of a separate theory section that presents theoretical texts or concepts (ei-

ther in the introduction or a separate chapter) results in analyses of literary texts that are interspersed with quotes from and references to a variety of studies (see, f. i., 46-47). While it is understood that the author has deliberately chosen to overcome academic conventions by underlining the "porosity of borders" (11, 156) and the "malleability of boundaries" (14) in regard to literary analysis and theoretical writings, this approach has repercussions for the clarity of her argument and the exhaustiveness of the analyses. Leaving these drawbacks aside, the analyses of the narratives are convincing and instructive. Thus, they present an excellent starting point for readers interested in new material feminist, affect theoretical and queer and anti-racist readings of these texts. All in all, *TransCanadian Feminist Fictions* constitutes a commendable and informative text that is most persuasive in its timely relevance.

Lena Schneider

Marlene Goldman, *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Montreal & Kingston, London, Chicago: McGill-Queen's University Press, 2017 (437 pp.; ISBN 978-0-7735-5093-3; CAD 120)

In her monograph *Forgotten: Narratives of Age-Related Dementia and Alzheimer's Disease in Canada*, Marlene Goldman traces the social constructions of Alzheimer's in medial and fictional discourse throughout history. She argues that there has been a shift in narratives of age-related dementia and Alzheimer's disease from the genre of elegy, offering comfort to its readers as well as seeking (often religious) meaning, to the genre of gothic, painting a picture of the disease as an evil crime that needs to be solved (9). As Goldman points out, the gothic genre is adopted and reproduced throughout media, literature, and biomedicine and thus produces social stigma that haunts people affected by Alzheimer's disease. In order to uncover the way this

gothic mode came into being, she discusses accounts from each of the areas mentioned above from the discovery of Alzheimer's disease in the late eighteenth century until today. By doing so, she explains how language and narratives from different spheres changed over time and influenced society's perception of age-related dementia and Alzheimer's disease. Goldman makes a compelling argument for the necessity of understanding the history of the phenomenon, as well as ongoing discourses in order to trace the mechanisms behind the stigmatization of Alzheimer and Dementia, an approach that might lead to the perception of it as "mere illnesses – serious ones" (9), yet not a derogatory social stigma.

In order to follow her agenda, Goldman subdivided her book into nine chapters, each following a compelling, cohesive line of argument while also being intertwined with the overarching narrative of the entire monograph. She begins her discussion of Alzheimer's disease with a historical overview and elaborates on the evolution of the disease concept from a mere side effect of aging towards a distinctive illness. By discussing the accounts of physicians Alois Alzheimer and Emil Kraepelin, as well as the story of the first Alzheimer's patient, Auguste D, Goldman shows the ambiguity of Alzheimer's disease was overshadowed with from its very beginnings.

Goldman then shifts the focus to historical Canadian accounts of Alzheimer's disease. She outlines the institutional landscape of asylums in late 19<sup>th</sup> century Canada, arguing that the barriers established for patients with Alzheimer's disease to receive care outside the family home highly contributed to a shift in the discourses surrounding the illness from a faith-based approach (elegy) towards a more medical, gothic inducing approach. In order to have a relative admitted to professional care, for instance, they had to be declared insane or have committed a crime. While primarily discussing the impact asylums had on the stigma of Alzheimer's disease, the monograph, at the same time, offers a discussion

about the early stages of elder care in Canada and thus hints at questions of requirements of care throughout time. Goldman then turns to media and literary accounts of Alzheimer's disease over the span of 100 years (1860-1960). She uncovers a diverse set of media images concerning Alzheimer's during the late 19<sup>th</sup> century and thus shows that the gothic genre as the main mode to discuss the illness was established during the 20<sup>th</sup> century. Further, by reading literary works of Alice Munro, Mordecai Richler, and Margaret Lawrence, she argues that the issues springing from dealing with Alzheimer's disease are primarily induced by the social stigmas that were increasingly established.

After establishing these detailed historical backgrounds, Goldman compares the rise of medical accounts of dementia and thus the manifestation of a gothic discourse surrounding the disease with Alice Munro's short story "Powers". Goldman states that from the 1960s onward biomedical discourse and the deinstitutionalization of dementia gained the upper hand and Alzheimer's disease thus became a medical mystery, a puzzle that needs to be solved, and thus a gothic metaphor. By discussing Munro's story, she then traces how literary accounts work with these social changes and shift away from a solely elegiac discourse.

In order to underline the importance of perspective, Goldman then provides accounts of the Ignatieff brothers who both wrote about their experiences of caring for their demented mother. To Goldman, Andrew Ignatieff, who founded the Alzheimer Society of Canada, represents a shift from a mindset that is primarily concerned with finding a cure towards one that focuses on care. Whereas Andrew adopts a more elegiac perspective on Alzheimer's, his brother Michael uses his novel *Scar Tissue* to paint a gothic picture of identity loss, suffering, and the illness as evil. In the final stages of the monograph, Goldman turns to fictional narratives about Alzheimer's that go beyond the gothic genre and present a more

nuanced discourse about aging, decline, history, identity, and forgetting.

The most prominent of the many strengths of this monograph is the in depth account of the history of Alzheimer's disease from medical and cultural angles. Further, Goldman manages not only to point out how narratives of dementia became gothic narratives throughout the history of the disease; she also incorporates literature that breaks with this modern day Alzheimer's discourse of crime and punish

ment. One of the most crucial messages of the book is thus that, although the gothic mode is prevalent in modern accounts of Alzheimer's disease, there are ways to change the discourse towards a more nuanced perception. Hence, Goldman ends on a hopeful note, showing that social constructs can change and that storytelling plays an important role in establishing diverse, nuanced accounts in order to break with the stigma attached to the disease.

*Julia Velten*